d. Pr.
119

Ambach

Eigenthum u. Verlag von G. J. Manz in Regensburg.

Reichthum und Armuth,

oder

des Malers Bild.

Skizzen

aus

dem Leben und Treiben unserer Tage.

Der reiferen Jugend gewidmet

von dem Verfasser:

„Die Kinder der Wittwe.“

Mit einem Stahlstich.

Regensburg, 1849.

Verlag von Georg Joseph Manz.

297. B.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorwort.

Himmelanstrebende, finstere Felsen, grünen lachenden Ebenen gegenüber, stürmende Meere, verglichen mit einem stillen von freundlichem Mondlicht übergossenen See, und ein Vulkan, der die glühende Lava in wildem Uebermuthe plötzlich neben dem Frieden eines Bethauses dem heitern Himmel entgegenschleudert, bilden keine so gewaltigen Kontraste, wie die Worte:

Reichthum | Armuth.

Eine Schranke, die fester steht als das Fundament des Bergfürsten Dschawahir, — der sich in Asien aus dem Himalajagebirge 24000 Fuß in die Luftregion erhebt und dem Montblanc und Chimborasso die Ehrenstellen, die sie als die höchsten Berge der Erde einnahmen, entrieß, — liegt zwischen diesen beiden Worten. Die Wege des Reichen und die des Armen nehmen, von eben dieser Schranke getrennt, schon von der Wiege himmelweit verschiedene Richtungen an,

die, je weiter Beide darauf fortwandeln, als stets gesteigerte Contraste hervortreten. Besonders in großen Städten hat man Gelegenheit, mit dem prüfenden Auge diese Wege zu verfolgen, wobei man nicht selten bis zu Thränen gerührt und dann wieder mit Abscheu erfüllt wird. Die ganze Welt überschüttet das Haupt des reichen, begünstigten Sterblichen mit jenem verschwenderisch spendenden Füllhorn das alle Gaben des Glückes und des Genusses umschließt, und in Wahrheit kann man es sagen: Die Herrschaft eines in so hohem Grade Gesegneten erstreckt sich über ein größeres Reich, als je ein eroberungsthätiger Fürst es gewann — über ein Reich, in welchem die Sonne nicht untergeht; kurz, über die ganze Welt und über alle ihre Meere.

Anders jedoch sieht es mit dem Armen aus. Unter der Last seines Jammers möchte oft das Straßenpflaster stöhnen, und während eine unglückliche Mutter, die Augen wundgeweint, den abgezehrten, wimmernden Säugling an der vertrockneten Brust zu stillen sucht, strengen ihre andern Kinder, oft noch junge zarte Wesen, von der Morgendämmerung die noch unzulänglichen Kräfte um nicht lohnende Arbeit bis zum

späten Abend an. Bei dem matten Schimmer einer übelriechenden Oellampe findet sich dann die von dem Bleigewichte des Unglücks niedergedrückte Familie, in dem rußgeschwärzten Dachstübchen ein, den Lohn der Tagesmarter: Kartoffel, Schwarzbrod und Wasser verzehrend. — So geht es Tag für Tag; jede neue Sonne bringt neue Leiden, und tritt ein Mal Arbeitsstockung oder ein Krankheitsfall, oder ein lange anhaltender, strenger Winter und Theuerung ein — so helfe Gott den Armen! Haben nun solche Unglückliche nicht die Ruhepunkte: Redlichkeit, Tugend und gläubiges Gottvertrauen zur Seite, so sinken sie bald zu jenen scheußlichen Verbrechen nieder, von welchen die Lazarethe und die Gefängnisse wimmeln. Bleiben ihnen aber in all' den thränenvollen, oft erdrückenden Prüfungen die vorgenannten Ruhepunkte als gewaltige schützende Engel zur Seite, so lächeln sie fromm und hoffnungsvoll, der Kirchhöfe gedenkend, innerhalb welchen, nach einem langen verschiedenen Rundlaufe, sich die Wege des Reichen und des Armen wieder einen.

Ja, vor dem Kirchhofgitter stürzt die Schranke

zusammen, die ich Eingangs mit der Festigkeit und der Höhe des Dschawahir verglichen, und ist der Sarg ein Mal hinabgesenkt in der Erde geweihten Schooß, so werden die Kontraste, denn der Tod kennt keine Rangesunterschiede, ausgeglichen.

Ob in Atlas und Seidengewänder gehüllt oder nur mit einem geflickten Hemde angethan — Leiche bleibt Leiche! ein grauenhaftes Bild für das Leben, übelriechend, eine Beute des Moders! Die Würmer zerfressen so gut den Sarg von hartem, polirtem Holze, wie den roh gezimmerten, geschnitten aus der weichen Fichte, und kein Naturforscher konnte noch einen Unterschied zwischen der Asche eines Fürsten und der eines Bettlers herausfinden. Der unpartheiische Tod allein thut Jedem sein Recht an; das Elend wie den prunkvollen Stolz vernichtend. Mit keckem Finger greift seine Knochenhand hinauf bis zu dem höchsten Throne irdischen Glückes, und mancher Große, der nie einem Armen vergönnte, den derb beschuhten Fuß auf den weichen Teppich seines mit Wohlgerüchen angefüllten Zimmers zu setzen, modert schon in einigen Tagen in demselben Bereiche, in welchem der Bettler ruht, oft

kaum durch eine drei Schuh dicke Erdwand von seinem Sarge getrennt.

Ginge nun unter dem Grabhügel mit uns Alles zu Ende, so könnte der Reiche doch noch einigermaßen, trotz der Sterblichkeit die er auch mit dem Aermsten gemein hat, stolz seyn; denn er könnte auf dem Todtenbette zu dem Armen sagen: „ich habe gelebt — ich habe genossen — ich habe die Welt durchflogen, frei und unabhängig wie ein Adler, und manches ungestraft gethan, weßhalb du hinter Schloß und Riegel hättest verderben müssen. Ein stolzer Denkstein zeigt meinen Namen und mein Wappen noch einer späten Generation, während der nächst beste Windstoß das Kreuzchen umwirft, das man dir leicht auf den Erdhügel steckt. Ungekannt wie du gelebt, vermoderst du, ohne im Leben mehr genossen zu haben wie ein Thier, das gleich dir arbeitete, schwitzte, sich plagte und oft besser gefüttert wurde wie du."

Da müßte nun freilich der unglückliche Arme verstummen, das thränenvolle Auge zum Himmel erheben, und den Schöpfer fragen: „Herr, weßhalb bist Du gegen mich so

hart?" Da es nun aber unter dem Grabhügel mit uns nicht zu Ende geht, so bekommt die Sache freilich eine andere Beleuchtung. Wohl fallen die Kontraste des irdischen Lebens, und die welche zwischen Armuth und Reichthum bestanden, vor dem Kirchhofgitter zusammen, die Kontraste der Seelen aber nehmen hier ihren Anfang, denn Gott ist gerecht! Er belohnt den Glauben an ihn und straft das Verbrechen und den stolzen Uebermuth. Die irdische Hülle fällt und nur mit dem luftigen Lilienkleide der Unschuld und Tugend, oder mit dem finstern Flore der Sünden und Verbrechen, schweben die Seelen zu Gott, ihrem Richter hinüber. Die guten oder bösen Thaten geben die Farbe zu der luftigen Hülle, und der Purpurmantel wie der Bettlerkittel bleibt im Sarge bei der Verwesung zurück.

So gleichen sich die irdischen Kontraste aus, und der Arme, der in seinen Entbehrungen und Leiden einen ewigen Lohn sieht, hat keinen Grund, den Reichen zu beneiden, wie der unedle Reiche, über den Rand des Lebens hinausblickend, vor seinen Gewaltthaten, die er, unter dem Schutze des Goldes, ungestraft verüben

konnte, schaudern muß, denkt er an den gerechten Gott, der die Nächstenliebe predigt, die er nie geübt.

Religion ist es daher allein, die den Armen und den Reichen dauernd glücklich machen kann. „Der Reiche kann leicht rechtlich leben, er, dem nichts fehlt, dem nichts abgeht!" So sagt wohl mancher Arme. Denn er kennt ja nicht die lockenden Verführungen, die den müssiggehenden Reichen fortwährend zur Sünde rufen; prüft man aber näher, so findet man, daß Jeder hienieden zu kämpfen habe in seinem Stande, denn das Reich Gottes, das höchste, ewig dauernde Gut, will verdient, errungen werden! Jeder ist in seiner Stellung und in seinen Bestrebungen, sind sie anders gute und wohlgefällige, zu achten, und bedenkt der Reiche, daß die Schranke der Unterschiede vor dem Kirchhofgitter zusammenstürzt, jenseits aber die Kontraste belohnter oder verworfener Seelen beginnen, so wird er den Armen nicht mit Stolz und Härte behandeln, sondern er wird ihn lieben und nach Kräften unterstützen, wie der Arme bei gleichem Erwägen keinen Groll gegen den Reichen

hegen wird, der, sein nicht achtend, schwelgt, keine gute That verübt, und in seinem Uebermuthe selbst Gott vergißt. Er wird ihn bedauern und für ihn beten! Es thut daher, wie schon erwähnt, nur Religion Noth; durch sie verschwinden Stolz, Galle und Wucher und die Zeiten werden immer freier und schöner sich lichten, je mehr man in einem gemeinsamen Streben Gott gefällig zu werden, und seine Pflichten als Christ und Mensch zu erfüllen sucht. Edle Hoffnung bleibt dann selbst noch im höchsten Drange. Das sucht in vorliegender Erzählung zu beweisen

München, im Herbst 1847.

Der Verfasser
Eduard von Ambach.

Erstes Kapitel.

Der Arbeiter.

Blendend weiße, stolze Schwungfedern auf dem feinen florentiner Hütchen, in kurzem Röckchen, um die Hüften von einem bunten Gürtel zusammen gehalten, und in weißen Höschen, die den Fuß vom Knie an bis zum Knöchel bloß ließen, schritten zwei Knaben — reicher Leute Kinder — über den Dultplatz zu München.

Hinter Beiden ging die Gouvernante einher; ihr langes Kleid von ungeheurem Umfang fegte die Straße, so daß bei jedem Schritt, den sie vorwärts that, Staub hinter ihr aufflog. Wie die Taille in ein den Leib auf eine entsetzliche Art zusammenpressendes Mieder, so waren auch ihre Füße, die nur von Zeit zu Zeit unter dem wogenden Faltenmeere ihres Kleides zum Vorschein kamen, in feine, enge und schmale Stifletten gepreßt.

„Heute ist's entsetzlich warm!“ rief da einer der Knaben.

„Fühlen Sie das auch, Oskarchen?“ lächelte die Gouvernante. „Sie sind doch so leicht angezogen.“

„I, Ihr Mollkleid ist noch leichter als unsere Röckchen!“ entgegnete der andere Knabe.

„Das wohl,“ meinte die Gouvernante und seufzte dabei, wie von unausstehlicher Schwüle geplagt, denn der Knabe hatte, als er des schimmernden, dünnen Mollkleides erwähnte, weder der wattirten Last gedacht, welche die liebe Gouvernante an ihrem Unterkleide mit sich schleppte wie die Schnecke ihr Haus, noch des zwängenden Mieders, welches das freie Athemholen gar nicht zuließ.

Diese Märtyrin der Eitelkeit folgte, wie der Pfau seinen Jungen, ihren nach Gauklerart aufgeputzten Zöglingen, bald hier bald dort ein Herrchen grüßend, gleich ihr zusammengeschniegelt und von engen Stiefeln und Watte gedrückt.

„Hören Sie!“ wendete sich der kleine Oskar wieder zur Gouvernante, „ich muß eine Erfrischung haben.“

„Nun gut, ich werde Ihnen eine Orange kaufen.“

„Ja, eine Orange! eine Orange!“ rief Oskars Brüderchen in die Hände klatschend.

„Gilbert mag eine Orange essen; ich will Eis.“ Diese Bemerkung machte Oskar in einem Tone, der durchaus keinen Widerspruch zu dulden schien.

„Ei, streiten Sie doch nicht über solche Bagatellen,“ lächelte die Gouvernante. „Gilbert erhält

eine Orange und Sie Oskar werden eine Tasse Eis bekommen."

„Ich werde Vanille essen," sagte Oskar zufriedengestellt.

„Ich meine aber, Sie sollen Erdbeeren wählen."

„Weßhalb?"

„Weil das Saftgefrorne immer gesünder ist als das, wozu Rahm genommen wird."

„Sie wollen mir also keine Vanille erlauben!" schrie der heftige schon sehr verzogene Oskar. „Gut; ich werde gar nichts zu mir nehmen."

Die Gouvernante erschrack, und statt den eigensinnigen Jungen tüchtig auszuschelten, bat sie so lange, bis er sich endlich wieder entschlossen erklärte, eine Tasse Vanille als Erfrischung zu genießen. Dabei versicherte er aber, daß er künftig eher Durst leiden und verschmachten werde, wenn man ihm noch ein Mal etwas, was er wünsche, verbiete.

„Ei mein lieber Oskar," — sprach da die Gouvernante, die nicht eher ruhen wollte, als bis sie sich in den Augen des sechsjährigen, herrschsüchtigen Kindes völlig wieder gerechtfertigt hatte, „ich verbot Ihnen ja nicht Vanillgefrornes zu essen, sondern machte Ihnen nur die Vorstellung, daß das Saftgefrorne gesünder sei, und Vorstellungen mein lieber Oskar muß ich Ihnen als Ihre Gouvernante denn doch machen."

„Was für einen eigentlichen Begriff legen Sie denn den Worten: Vorstellungen machen, bei?"

fragte Oskar, und die kleine Stirne runzelnd sagte er: „Mir erscheint das Vorstellungenmachen stets wie: untersagen, Einem etwas befehlen!“

„Ei, nun begreife ich Ihre vorige Heftigkeit,“ lächelte die Gouvernante. „Sehen Sie, mein lieber Oskar, wenn ich Einem Vorstellungen mache, so kann dieser, an den ich meine Worte richte, diese prüfen, beachten —“

„Oder nicht beachten und thun, was ihm beliebt,“ fiel ihr der gelehrige Zögling in die Rede.

„So ist es, mein Oskarchen,“ bestätigte die Gouvernante, froh das Kind versöhnt zu haben, und küßte es auf die Wange.

Gilbertchen, noch zwei Jahre jünger als Oskar, gefiel das Benehmen des Bruders gar wohl, und in seinem noch zarten Gemüthe reifte jetzt schon der Entschluß, sich einst von keinem Menschen etwas einreden und befehlen zu lassen.

„Es scheint, mein Fräulein,“ wendete sich jetzt ein Offizier, die rechte Hand an den Schirm des Kasquettes legend, an die Gouvernante, „daß Sie einen kleinen Zwist gehabt?“ Dabei machte er eine zierliche Verbeugung, und die Hand, die noch eben oben militärisch grüßend, an dem Kasquette geruht, sank jetzt leicht herab und drehte den Schnurbart in die Höhe, während die Linke mit einer Lorgnette spielte, die an einem elastischen Schnürchen an der Brust des Offiziers baumelte.

„Ah Herr Baron,“ lächelte die Gouvernante

dem Lieutenant zu, „der kleine Oskar ist in Wahrheit das geistbegabteste Kind, das mir je zu Gesicht kam. Denken Sie nur, er läßt sich von Niemanden etwas gebieten, sondern nur Vorstellungen machen; dann thut er —"

„Was ihm beliebt," ergänzte der Knabe mit einem stolzen Blicke zu dem Offiziere aufschauend.

„Superb! superb!" rief der Lieutenant, und von dem Knaben sich abwendend sagte er zur Gouvernante: „So machen es alle wahren großen Herren; sie lassen sich Vorstellungen machen, thun aber immer nur, was ihnen beliebt." — „Hehe, hehe, hehe!" Bei diesem mäckernden Gelächter bearbeiteten die beiden Hände des Lieutenants seinen Bart auf gar zierliche Weise und er und die Gouvernante wechselten einen bedeutungsvollen Blick des Einverständnisses. Dieser Blick gewann noch an Wichtigkeit als in diesem Moment ein hochgewachsener, hagerer Herr vorüberschritt, den Mehrere grüßten, und vor dem sich besonders der Lieutenant tief verbeugte.

„Mademoiselle, jetzt wünsche ich aber die Erfrischung!" gebot Oskar ungeduldig.

Die Gouvernante wechselte mit dem Offizier noch einige Worte, und als dieser auf den Zehenspitzen schleifend davon hüpfte, beugte sie mit den Kleinen in die Pfandhausstraße ein. Plötzlich aber stieß sie einen Schrei des Erschreckens aus, als sie sah, wie Oskar einen Schmetterling zu haschen suchte, der sich durch die offen stehende Thüre der Dreifal-

tigkeitskirche flüchtete und von dem Kleinen auch dahin verfolgt wurde.

„Oskar! Oskar! kommen Sie augenblicklich heraus!“ rief die Gouvernante, ohne die Schwelle zu überschreiten.

Der Knabe, der sich durch diesen ärgerlichen Ruf von irgend einem Unfalle bedroht glaubte, blickte besorgt in die Höhe, als sollte eine Säule über seinem Kopfe zusammenstürzen und lief so schnell er konnte aus der Kirche.

„Mon Dieu! wie können Sie denn aber auch so unbesonnen seyn?“ eiferte die Gouvernante, „und aus der glühenden Sonnenhitze in die kalte Kirche hineingehen, während Ihnen der Schweiß in mächtigen Tropfen auf der Stirne steht.“

„Und deßwegen haben Sie so geschrieen?“ fragte der Knabe befremdet.

„Ei, ich denke doch, es that Noth,“ fuhr Mademoiselle fort; „Sie hätten sich eine Erkältung zuziehen und den Tod davon haben können.“

„In der Kirche ist es ja nur angenehm kühl,“ versicherte der Knabe.

„Das verstehen Sie nicht; in den Kirchen ist es zur Sommerszeit immer frostig und kalt, so daß man nur völlig abgekühlt es wagen darf, diese kellerartigen Hallen zu betreten.“

„Sie befehlen mir also, nicht in die Kirche zu gehen?“ fragte Oskar, den der heftige Ton der Gouvernante bereits zu ärgern begann.

„Ich mache Ihnen die Vorstellung," entgegnete da sanft die treffliche Erzieherin, „und wenn es Ihnen gleich ist, ob Sie an der Gedärmentzündung erkranken und Ihr schöner Leib von Blutegeln zerbissen und von Senfpflastern gebrannt wird, so thun Sie was Sie wollen."

Oskar erwog einige Augenblicke und meinte, weßhalb aber andere Leute in den Kirchen nicht erkranken.

„Ei, weßhalb erkrankt der Bauer nicht," erklärte die Gouvernante, eine belehrende Miene annehmend, „der in dem Moose den ganzen Tag über Torf sticht, fortwährend ungesunde Nebeldünste einathmet und bis ans Kniee in dem braunrothen, häßlichen Wasser steht?"

„Nun?" fragte Oskar.

„Weil er," fuhr Mademoiselle fort, „es gewöhnt ist, und eine harte, rohe Natur hat."

„Es haben also die Leute, die in die Kirche gehen, harte und rohe Naturen?"

„Das will ich nicht im Allgemeinen annehmen; so viel ist jedoch gewiß, daß jene Leute, die immer und immer in die Kirchen gehen und oft stundenlang dort verweilen, dem Pöbel- und Bettelhaufen angehören. Wir kommen jedoch von dem Discurse ab; denn wie ich mich entsinne, war nur von dem Schaden die Rede, den man nehmen könne, wenn man bei einer derartigen Hitze wie heute, ohne gehörig abgekühlt zu seyn, in die kalten und feuchten

Hallen einer Kirche eintritt." So sprechend ordnete sie Oskars Haarlocken; plötzlich aber rümpfte sie die Nase und sagte: „Wie Sie übel riechen! Kaum eine Minute waren Sie in der Kirche, und schon hängt sich der Gestank des Weihrauches an Ihr Kleid an. O pfui! pfui, das riecht wie Moder!" —

Daß diese Art und Weise, in welcher die Gouvernante die Kleinen belehrte, nicht eben geeignet war, die Lust zum Kirchengehen in den Herzen der reichen Kinder anzuregen, das unterliegt wohl schwerlich einem Zweifel, und da Oskar des angeblich übeln Weihrauchgeruches los seyn wollte, so lief er einige Mal rasch durch die sonnige Luft, und bat dann die Gouvernante, ihm aus dem Fläschchen, das sie stets bei sich trug, einige Tropfen auf das Kleid zu gießen.

Herzlich gerne wurde diesem Wunsche willfahren, und als der Knabe nun wie eine Parfümeriebude duftete, setzte man den Weg nach der Conditorei fort, wo Oskar eine Tasse Vanillgefrornes und Gilbert eine Orange bekommen sollte.

Auf dem Promenadeplatze angelangt, begehrte Oskar im Freien zu bleiben und auf einer der hier angebrachten Bänke das Eis einzunehmen. Schon wollte sich der Kleine setzen, als der Gouvernante ein Aufschrei entfuhr, dem gleich, den sie vorhin bei der Dreifaltigkeitskirche ausgestoßen, als Oskar nach einem Schmetterlinge haschend, in dieselbe eingetreten war.

„Sind Sie denn von Sinnen!" rief sie, und zeigte auf einen Knaben und auf ein Mädchen, die eben erst die Bank verlassen hatten. „Sehen Sie ein Mal," fuhr sie mit Abscheu fort, „diese bloßfüßigen, unsauber gekleideten Betelkinder an, mit dem unfrisirten — von keiner Pomade — von keinem Oele befeuchteten Haaren!"

„Nun — was ist an ihnen zu sehen?" fragte Oskar.

„Nichts Appetitliches, wohl aber Häßliches! Diese saßen auf der Bank, und Sie wollen nach ihnen darauf Platz nehmen, ohne daß man zuvor den Schmutz, den sie darauf zurückgelassen, abwischt? Ha — das ist entsetzlich!"

„Nun, so wische man die Bank ab," genehmigte Oskar.

„Das will ich meinen, und zwar tüchtig! Warten Sie einen Augenblick unter dem Schatten eines Baumes, ich werde trachten gleich wieder hier zu seyn."

Bei diesen Worten schwebte die Gouvernante nach der Conditorei hin, und bestellte eine Orange und eine Tasse Vanillegefrornes; auch bat sie, daß ein Dienstmädchen gegen ein Trinkgeld die Bank abwischen möge, auf welcher unappetitliche Betelkinder gesessen, wie sie sich ausdrückte.

Alsbald ging der Wunsch der Gouvernante in Erfüllung, und Gilbert und Oskar labten sich nun an den ihnen dargereichten Erfrischungen.

An dem Stamme eines Baumes niedergekauert

faßen nun die armen Kinder, wegen welchen die Bank abgewischt werden mußte den reichen gegenüber, und der Knabe sagte zu dem Schwesterchen: „Die Kinder dort,“ er zeigte auf Oskar und Gilbert, „haben es doch recht gut!“

Wehmüthig nickte das Mädchen mit dem sonnverbrannten Antlitz, das kein Strohhut beschirmte, und blickte dann zu einem der Dächer der gegenüber stehenden Häuser hinauf. Dort kletterte auf einer abschüssig stehenden Leiter ein Mann herum, beschäftigt das schadhafte Dach auszubessern. Schwindelfrei stieg er von einer Seite zur andern, lief auf der kupfernen Dachrinne, die unter seinem Tritte krachte, wie auf glattem Boden hin und arbeitete, trotz der entsetzlichen Hitze von welcher die Platten erglühten, unermüdet und rastlos.

Da schob sich plötzlich die abentheuerliche, rußgeschwärzte Gestalt eines Schornsteinfegers aus dem Schlott, und als sie des Maurers ansichtig wurde, so hob sie sich völlig aus dem engen rußigen Schachte empor.

Mit gekreuzten Beinen auf dem Rande des Kamines sitzend, den Besen unter dem Arm und die metallene Kelle auf der Schulter, grüßte der Schornsteinfeger den Maurer und sagte: „Ich weiß nicht, wer es von uns Beiden schlechter hat, und ich arbeite fast lieber in dem Kamin als hier oben in dem feurigen Brand.“

„Ja schwarzer Nachbar,“ lachte der Maurer,

und wischte sich mit dem Aermel seines groben Hemdes das schweißgebadete Gesicht ab, „von Wachs darf man da oben nicht seyn, sonst würde man bald als Flüssigkeit durch die Dachrinne spazieren.“

Der Schornsteinfeger nickte mit dem rußigen Kopf und der Maurer, der in der Mitte des Daches stand, fragte: „Wie viel Uhr ist's?“

Der Schornsteinfeger blickte zu dem Zifferblatt der riesigen Frauenthürme hinauf über das der Zeiger in dem Sonnenbrande wie ein lichter Blitz hinflammte, und sagte: „Noch zehn Minuten bis Eilf? Es geht bald zum Brodessen; deßhalb —“

„Ach du mein Gott, wenn das liebe Brod nur nicht so theuer wäre,“ unterbrach ihn der Maurer. „Wisset Ihr nicht, ist in der heutigen Schranne der Preis nicht gefallen?“

„Gefallen? Ja prosit die Mahlzeit, um fünf Gulden ist's Getreide gestiegen.“

„O Jesus! Maria!“ seufzte der Maurer. „Das ist eine böse Zeit.“

„Ihr seid gewiß verheirathet?“

„Ja,“ gab der Maurer zurück.

„Hab't Ihr Kinder?“

„Sieben lebendige Kinder.“

„Armer Mann! Da könnet Ihr ja nicht bestehen?“

„Ja Freund, ein Arbeiter, der verheirathet ist und Familie hat, der lebt sich jetzt schwer und schrecklich hart. Denket nur, wenn ich Arbeit habe, so

verdiene ich mir täglich einen Gulden. Davon gehen vierzig Kreuzer rein im Brod auf, ohne daß wir im Stande sind uns satt zu essen. Vom Biertrinken ist bei mir selten eine Rede, denn ich habe schon seit dreiviertel Jahren ein krankes Weib. Ich weiß oft gar nicht wie ich die theuern Medicinen erschwingen soll, und so oft die Zielzeit naht, wandern unsere Betten in's Pfandhaus. Zwei Monate gehen dann immer darauf, bis man so ein Stück wieder heraus bringt, und im Winter, wo noch überdieß die Arbeit stockt, hat der Jammer gar kein Ende. O Freund, ich muß Euch schon sagen, daß mir das Herz oft zum Springen schwer wird. So viel Sorgen! so viel Jammer! und rein nur um ein Leben zu erhalten, das nicht das geringste Vergnügen, sondern nur rauhes schweres Brod, Wassersuppen und, um den brennenden Durst zu löschen, Wasser oder am Feiertag eine Maß Schöps (Dünnbier) leidet. Meine Kameraden, die nicht verheirathet sind, trinken jeden Mittag und jeden Abend ihr Bier, und essen zu ihrem Brod eine Wurst oder ein Stückchen Geräuchertes. Ich aber, der ich so viel schaffen muß wie sie, habe nicht Brod genug zu essen. So lange mein armes Weib gesund war, da ging es freilich besser; denn als geschickte Weißnäherin verdiente sie doch täglich, wenn sie recht fleißig auf ihrer Arbeit bleiben konnte, fünfzehn bis achtzehn Kreuzer. So aber fällt das nun auch weg, und ihre Krankheit erhöht natürlich die Bedürfnisse."

„Eure Kinder, die können wohl noch nichts verdienen?“

„Ach, mein Gott, nein. Das Aelteste ist neun Jahre alt, auch will ich nicht, daß die armen, kleinen Wesen ihre nicht ausreichenden Kräfte zu früh anstrengen und siech und elend werden. Drei davon gehen in die Schule, und lernen wacker und brav. Ihr Fleiß freut mich, er versüßt mir mein Elend, und so schinde ich mich denn für die Meinen in Gottes Namen so lange fort, als es geht, und geht es nicht mehr, so möge der Herr mir und ihnen helfen.“ Bei diesen Worten traten dem armen, braven Familienvater die hellen Thränen in die Augen, und auch an der rußgeschwärzten Wange des Schornsteinfegers glänzte das Naß der Zähren. Er griff in seinen ledernen Gürtel, holte ein kleines, armseliges Geldbeutelchen hervor, und die wenigen Kupfer- und Silbermünzen überzählend, nahm er zwei Sechser heraus und sagte: „Lieber Mann, steiget zu mir herauf.“

Der Maurer, der nicht gesehen hatte wie der auf dem Kamine Sitzende sein Geldbeutelchen gezogen, that es, und als nun der wackere Bursche dem armen Familienvater die zwei Sechser in die Hand drückte, und ihn mit einem warmen Druck der Theilnahme und mit geraden herzlichen Worten bat, die Kleinigkeit von ihm anzunehmen, um ein Mal eine frische Maß Bier und eine Wurst als Stärkung zu sich nehmen zu können, so hob sich des Maurers breite Brust von einem unendlichen Gefühle der Wehmuth ge-

schwellt; das Blut stieg ihm zu Kopf, seine krampfhaft zuckenden Lippen öffneten sich, und seinem Munde entrang sich ein schmerzliches Stöhnen. Der arme Mann war gewaltig erschüttert.

Da schallte, während sich die Beiden oben auf luftiger Bahn treu und ehrlich die arbeitgewohnten, schrundigen Hände drückten, ein gellendes Gelächter von der Strasse herauf.

Mehrere Lohnbediente, deren einige sich den ganzen lieben Tag über in der Thürweitung des bayerischen Hofes präsentiren, und sich durch die Erzählung ihrer Kniffe und durch die oft drollige Beschreibung der Fremden, die sie um gute Bezahlung oft gar verschiedene Wege geführt, erregten diesen tollen Lärmen.

„Wenn nur das Donnerwetter zwischen diese Faullenzer —"

„Lieber Freund, lasset sie treiben," unterbrach der Maurer seinen schwarzen Nachbar; „ich beneide sie wahrlich nicht."

„Aber ich!" rief der Schornsteinfeger. „Die Kerle machen sich das ganze Jahr hindurch keine Hand müde, bekommen das beste Essen und die theuersten Weine, und Geld noch oben drein. Dafür haben sie nichts zu thun als den Fremden durch die Stadt und auf die Vergnügungsplätze der nächsten Umgegend zu führen, ihm Theaterbillete zu besorgen und ihm, wenn er es anders liebt, mit einfältigen Lokalpossen und Tagsneuigkeiten die Zeit während des Umher-

schlenderns zu verkürzen, während wir im Schweiße unseres Angesichtes gar sauer die schlechte Kost erwerben. Lebten wir nur ein Mal so wie diese Bursche fast täglich, so müßten wir einen Monat lang wie der Dachs aus dem eignen Fett zehren."

Jetzt drehte sich das Uhrwerk in dem Kirchthurm von Unserer lieben Frau. Mit kräftigem Schlage fiel der Hammer eilf Mal auf die schwere Glocke. Man läutete Mittag.

Der Maurer lehnte sich mit dem Rücken an die Leiter, nahm die kalkbespritzte Kappe ab, faltete die Hände, und betete. So that auch der Schornsteinfeger, oben auf seinem rußgeschwärzten Horste sitzend. Dann wendete er sich um und sagte: „Ich wünsche Euch einen guten Mittag!"

„Und ich," entgegnete der Andere, „danke Euch herzlich für das, was Ihr mir gegeben."

„O schweigt," lachte der Schornsteinfeger, „es ist nicht der Mühe werth, daß man darüber ein Wort verliert. Heute Abend bekomme ich meinen Wochenlohn, und auf den Mittag behielt ich mir ja noch so viel zurück als ich brauche."

„Habt Ihr nach dem Essen noch auf dem Dache zu thun?"

„Ja, vor Nacht werde ich nicht fertig."

„Nun, dann sehen wir uns noch; denn nach zwölf Uhr kehre ich die Kamine neben an. Noch ein Mal guten Mittag." Ein herzhafter Stoß in die Kelle machte den Schluß dieses Gespräches, der

Schwarze zog sich das Mundtuch über die Lippen, und verschwand alsbald wie eine Gespenstererscheinung in dem dunkeln Schlott.

Der Maurer hob nun eine der Leitern hinweg, hing sie an einen eisernen Hacken, stieg mit einem weiten Schritte von der Leiter, auf der er sich befand, auf die eben befestigte hinüber, und wie ehevor der Schornsteinfeger in dem Kamine, so verschwand auch er jetzt durch eine Dachlucke sich schiebend. Eine Minute später stand er unten, wusch sich an einem Brunnen Hände und Gesicht, stülpte den Schurz auf, und warf die Zwilchjacke über die Schulter.

Das arme Mädchen und der Knabe, wegen welchen vorhin Oskars und Gilberts Gouvernante die Bank abwischen ließ, liefen auf den Maurer — es war ihr Vater — zu, und freuten sich so innig bei ihm zu seyn, als seien sie seit Wochen nicht bei ihm gewesen.

Der gute Vater küßte Beide, trocknete ihnen dann mit einem reinlichen Tuche den Schweiß von den Gesichtern, und führte das Mädchen links, den Knaben rechts.

An der Dreifaltigkeitskirche konnte er nicht vorüber gehen, ohne vorher mit den Kindern ein Vaterunser für die kranke Mutter zu beten. Andächtig gab er den beiden Kleinen das Weihwasser, und kniete sich dann eilig auf den Steinboden der Kirche nieder, denn er hatte nicht lange Zeit in dem Gotteshause zu weilen, weil ihn der Schlag der zwölften Stunde wieder zur Arbeit rief. Hier faltete ihm der Jammer seines Familienunglücks

und festes Gottvertrauen die Hände, und seine von Schmerz und Sorgen durchzitterte Seele schwang sich über die Wölbung der Kirche zu Gott dem Vater auf.

So daknieend bemerkte er nicht, wie ihn eine vornehme Frau, in einem Betstuhle knieend, aufmerksam und nicht ohne Theilnahme betrachtete, und da es jetzt ein Viertel auf Zwölf schlug, so bezeichnete er sich mit dem heiligen Kreuze, zog die Kinder, die gleich ihm andächtig gebetet, von dem kühlen Steinboden auf, und verließ die Kirche.

Heraustretend begegnete er der Gouvernante, der zur Seite Oskar und Gilbert gingen. Dieses Begegnen war ein so zufällig dichtes, daß seine Kinder die kleinen Reichen leicht streiften, worüber die Gouvernante ihre seiltänzerartig gekleideten Schutzbefohlenen heftig zurückriß, als drohe ihnen die Pest.

Statt darüber erzürnt zu werden, konnte sich der arme Arbeiter eines Lächelns nicht erwehren. Sein Auge, das in der Kirche so fromm nach oben geblickt, warf dieser wattirten, zusammengeschnürten Carrikatur einen ungemein vielsagenden, lebhaften Blick zu, und da er dabei den Drang fühlte, etwas anzugreifen, zu heben, so nahm er rasch seine beiden Kinder auf die Arme, küßte ihnen die sonnverbrannten Wangen, und ging eilig mit ihnen davon.

„Schmutzige Bagage!" murmelte die Gouvernante unter erzürntem Naserümpfen, und schwebte wie über Eier gehend über das Pflaster hin.

Zweites Kapitel.

Die kranke Hausmutter.

In jenen kleinen Häuschen, die sich auf der linken Seite der Nymphenburgerstrasse gegen das Marsfeld ausdehnen, wohnte der Maurer, der jetzt mit seinen Kindern eilenden Schrittes durch die Karlsstrasse ging.

Seit es Eilf geläutet blickte sein Weib durch ein kleines Fenster einer ärmlichen, beschränkten Messlinwohnung zu dem Schlagbaume einwärts, der für Fuhrwerke nächtlicher Weile die Karlsstrasse sperrt.

Die Kranke war kaum dreißig Jahre alt. Ihr jetzt leidendes aber anmuthiges Gesicht zeigte noch deutlich die Spuren ehemaliger blühender Schönheit. Ihre großen, Gemüthestiefe verrathenden Augen mußten viel geweint haben, denn sie waren entzündet.

Trotz des Elendes, das hier seit geraumer Zeit seinen traurigen Thron aufgeschlagen hatte, war die beschränkte Wohnung reinlich gescheuert und gelüftet. Die Betten, wenn auch niedrig und kaum hinläng-

lich mit Federn gefüllt, zeigten blendend weiße Linnen. Die wenigen Meubel von weichem Holze waren alt, jedoch sauber angestrichen, denn wie diese Mutter die Kleidchen der Kleinen immer flickte und sauber erhielt, so machte auch ihr Mann die Stühle und Schränke, wenn es noth that, wieder in den Fugen fest, und durch einige Pinselstriche wieder freundlich.

In einer Wiege schlief der Säugling. Ein Mädchen, etwa fünf Jahre alt, handhabte auf einem Schemel sitzend, fleißig ihren Strickzeug, während in ihrem Schooße das Abctäfelchen ruhte. Drei kleinere Kinder spielten auf dem Boden mit bunten Bohnen.

Die Mutter, die lange vergebens durch das Fenster geschaut, wankte jetzt in die Küche, denn seit der letzten Niederkunft war sie sehr leidend, legte dort einen glühenden Stahl in das Bügeleisen, und kehrte so wieder in die Stube zurück. In ihrem dermaligen Zustande war das Eisen für ihre Hand zu schwer, denn sie mußte oft inne halten, und auch von Zeit zu Zeit sich setzen.

Nicht unheilbar krank war diese arme Mutter, und hätte sie sich nur während eines Monates durch geeignete Kost und Ruhe pflegen können, so wären ihr auch gewiß die früheren Kräfte zurück gekehrt. So aber besorgte sie mit den abgemagerten, geschwächten Händen das ganze Hauswesen, und theilte noch überdieß die meist nur aus Kartoffeln und Brod bestehende Nahrung mit dem Säuglinge, der in dem Bette schlief. Das war nun freilich nicht geeignet

ihr Kräfte zu geben, und hätte sie sich nicht ursprünglich einer so robusten, kräftigen Natur erfreut, so würde sie längst unter den fortgesetzten Streichen des Elendes gefallen seyn.

Endlich kam ihr Mann; die Kinder jubelten ihm entgegen und die Beiden die der Vater mitbrachte, grüßten herzlich die Mutter.

„Aber Vater, heute bist du lange aus. Es ist sogleich drei Viertel auf Zwölf. Mein Gott," sprach die Kranke in dem Tone liebender Theilnahme, „es bleibt Dir ja kaum so viel Zeit um ungegessen wieder an die Arbeit zu gehen." -

„Ei, liebe Mutter, wenn ich auch etwas zu spät komme, so bleibe ich auf den Abend etwas länger," entgegnete, sich fröhlich anstellend, der arme Arbeiter seiner Hausfrau, „und der Herr, bei dem ich das Dach reparire," setzte er hinzu, „weiß gar wohl, daß ich nicht gewohnt bin die Hände in den Schooß zu legen."

„Ja, ja," sagte da das bleiche Weib, „Du bist ein fleißiger Arbeiter und ein rechtlicher, guter Familienvater. Leider trägt Dir Dein Fleiß und Dein gutes, edles Herz so schlechte Früchte."

„Schlechte Früchte? Mutter, versündige Dich nicht! Habe ich nicht Dich und gute, liebe Kinder?"

„Ach Gott, gerade wir, wir sind ja Deine Plage. Du arbeitest rastlos und mußt, gerade weil Du uns hast, schlechter leben wie alle deine Kame-

raden. Glaubst Du, das schmerze mich nicht?" Bei diesen Worten gingen der armen Frau die Augen über. Ihr Mann schloß sie zärtlich in die Arme, blickte ihr bewegt in's leidende Antlitz und sagte:

„Und glaubest Du, daß es mich minder schmerzt, Dir, der Mutter meiner lieben Kinder, fast nichts zur kräftigen Erholung bieten zu können? Ich denke oft, Du wärest im ledigen Stande oder an der Seite eines Anderen glücklicher gewesen. O Gott, es ist doch —"

„Glücklich ist man nur, wo man sich liebt, achtet und versteht," unterbrach die Maurerin ihren Mann und ihm die schweißbefeuchtende Wange küßend, sagte sie: „Franz, ich vertauschte Dich mit keinem der reichsten Herren in München; denn haben diese auch Geld und ein bequemes Leben, so hast du ein frommes Gemüth, ein edles, redliches Herz, und liebst mich und die Kinder treu und ehrlich. Sieh, solche Eigenschaften sind mehr werth als gefüllte Geldsäcke; kein Dieb kann sie uns stehlen, auch tragen sie jenseits schöne Zinsen."

In schmerzlicher Freude umarmte da der wackere Hausvater sein edles Weib, der selbst im höchsten Unglücke so viel Muth, Kraft und Fassung geblieben, den Gatten zu trösten, der oft, wenn die Fluth des Jammers allzu hoch stieg, verzagen wollte.

Nun wurde aus der engen Küche in zwei Schüsseln von gebrannter Erde die Mittagsmahlzeit hereingebracht.

Eine derselben enthielt eine Wassersuppe, die andere fünfzehn bis zwanzig gesottene Kartoffel. Der Vater schnitt von einem Wecken für die Kinder Brod ab, dann faltete er die Hände, und sprach nach gutem Christengebrauche ein Tischgebet.

Gieriger Hunger würzte das karge Mahl, und ehe zehn Minuten vergingen war Alles sauber aufgezehrt.

Zögernd hatten die Eltern zugegriffen, und wohl sah man es ihnen an, daß sie kaum zur Hälfte gesättigt seien. Denn lieber wollten sie selbst Hunger leiden, als die Kinder hungern lassen.

„Kurze Haare sind bald gebürstet,“ lächelte der Maurer, den Hornlöffel an der Schürze abwischend, und mit einem „Gott gesegne es euch,“ erhob er sich.

Wie zuvor richteten sich jetzt wieder die Blicke Aller nach einem kleinen, in einer Ecke angebrachten Hausaltare, der aus einem Cruzifix, ein Paar Heiligenbildern, und aus zwei geweihten Kerzen bestand, welche fromme Sorgfalt auf blankgeputzte, zinnerne Leuchter aufgestellt hatte.

Nach vollendetem Dankgebet eilte der älteste Knabe dieser armen christlichen Familie aus der Stube, und als er gleich darauf wieder eintrat trug er einen mit frischem Wasser gefüllten Krug. Wie das Brod und die Kartoffel so machte auch jetzt dieser die Runde. Dann sagte der Vater seinen Kindern Lebewohl und schritt der Thüre zu.

„Gott behüte dich vor Unglück,“ sprach sein

bleiches Weib, tauchte den Finger in den an der Thüre aufgehangenen Weihwasserkessel und besprengte ihn mit dem geweihten Wasser. Dann folgte sie ihm vor die Thüre.

Auf des Vaters Wink blieben die Kinder in der Stube zurück, und jetzt erst wies dieser der Leidenden einen Topf in der Küche, in welchen er vor seinem Eintreten ein Pfund Rindfleisch gelegt hatte. So waren von dem Braven die zwölf Kreuzer verwendet worden die ihm der Schornsteinfeger aufnöthigte, damit auch er sich ein Mal wieder mit einer frischen Maß Bier stärke.

„Liebe Mutter, koche Dir heute Abend eine kräftige Suppe," sprach der wackere Mann; „sie wird Dir gut thun."

Die Frau drückte ihm bewegt die Hand, und nun eilte der fleißige Arbeiter die schmale Treppe hinab.

„Guter, wackerer Franz," sprach die Hausfrau ihm nachblickend, und als er endlich in die Karlsstrasse einbeugte und ihren Blicken verschwand, sagte sie: „Lieber Gott, wie muß sich doch der arme Mann plagen! Der Herr thut wahrlich ein Wunder an ihm; denn trotz seiner schweren Arbeit und seiner unausgesetzten Entbehrungen befindet er sich stark, wohl und gesund." — „Kinder," wendete sie sich dann an das Mädchen und an die zwei Knaben, die bereits die Schule besuchten, „bereitet nun euch auf die Schule vor. Hab't ihr nichts zum Auswendiglernen aufbekommen?"

Behende holten die Kleinen ihre Bücher herbei, wiesen der Mutter die Aufgabe und setzten sich dann zum Lernen nieder.

Durch leises Weinen gab der Säugling, der bis jetzt in der Wiege geschlummert, sein Erwachen kund. Schonend nahm die Leidende das blühende Kind, das zu lächeln begann sobald es in das Mutterantlitz schaute, aus der Wiege heraus und reichte ihm was ihm noth that.

So verging eine Stunde, und die Kinder, die mit einem wahren Wetteifer gelernt, kamen jetzt zu der Mutter heran, reichten ihr die Bücher hin, und baten, sie möge sie überhören.

Als dieß geschehen war gab die verständige fromme Mutter in dem Maaße als es Jedes verdiente, ihre Zufriedenheit zu erkennen, und hieß die Kinder nun zusammen in die Schule gehen. „Geht im Schatten," sagte sie, „und gesellt euch nicht andern Kindern bei, damit ihr euch nicht zu sehr zerstreut und das wieder vergesset, was ihr eben gelernt. Auch waschet in dem Hof des Schulgebäudes an dem Brunnen euere Füße, denn wer der Schuhe entbehrt," seufzte die arme Frau, „der hat doppelt auf Reinlichkeit zu achten, damit er nicht als unanständig andern zuwider werde. Hier ist ein Tuch, an dem ihr euch nach dem Waschen abtrocknen könnt. — So, geht nun mit Gott!"

Die Kinder gingen; der Knabe von neun Jahren führte die Andern, als fühle er von selbst, daß

es ihm als dem Aeltern zukomme, die Jüngern zu überwachen.

Als der Säugling, von der drückenden Schwüle der Junihitze ermattet, gähnte, schläferte ihn die Mutter auf dem Arme ein, indem sie mit schwacher Stimme ein Wiegenliedchen sang, und ihn dann wieder in dem kleinen Bettchen zurecht legte. Damit es dem Kinde nicht zu ängstlich werde, bedeckte sie es nur mit einem leichten Deckchen.

Auch die andern drei Kinder, die gewöhnt waren, ein stärkendes Nachmittagsschläfchen zu machen, wurden in einer Nebenkammer zur Ruhe gebracht.

Nun fühlte sich die noch sehr leidende Frau gewaltig erschöpft, und die Augenblicke der tiefen Stille benützend, legte auch sie sich auf das Bett. Schwer sank ihr Haupt auf die Kissen. Das Bleigewicht des Schlummers schloß ihr die müden Augen, und entrückte sie auf eine Weile ihrer Armuth — ihrem Elend! —

Je mehr sich die Ruhe über das ganze Wesen dieser unglücklichen Mutter ausbreitete, je bleicher wurde ihr Gesicht, das nur die stete Bewegung und die Arbeit des Tages leicht röthete. Halb den Mund geöffnet, der leise und kaum hörbar athmete, sah die Schlafende mit den dunkeln Haaren, die der Schweiß der Erschöpfung und der Schwäche an ihre marmorweiße Stirne klebte, mehr einer schönen Leiche ähnlich, als einem schlummernden, lebenden Wesen.

Plötzlich kam in das auch im Schlummer so

viel aussprechende Antlitz dieser Mutter eine eigene Beweglichkeit. Gleich dem Frosthauche der einen Spiegel trübt, umschleierte es ein ängstigender Traum. Die Mundwinkel zuckten, und wie aus den Tropfsteinen unter Schlinggewächsen das Wasser leise hervordringt, so hoben zwei große Thränen die langen dunkeln Wimpern leicht und netzten die Wangen kaum merklich. Die Brust der Dulderin, in der noch eben die kalte traurige Ruhe des Todes zu wohnen schien, flog bange auf und nieder, und eine ihrer abgezehrten Hände fuhr hastig nach der Stelle des Herzens, als gälte es hier ein brennendes Weh zu ersticken.

Ihr träumte nämlich von dem eigenen Leid und der eigenen Schwäche, worüber sie im Wachen nie eine Sylbe sprach, um ihren guten, wackern Mann nicht noch mehr zu entmuthigen. Sie fühlte sich träumend dem Tode nahe, und sah ihre unerzogenen Kinder schluchzend ihr Schmerzenslager umstehen. Ihr Gatte schien trostlos; denn welche Aufsicht blieb seinen Kleinen, da ihn täglich sein gefährliches Handwerk, vom frühen Morgen bis zum Abend, aus dem Hause rief.

Der Traum verursachte diesem edel liebenden Weibe, dieser guten Mutter einen namenlosen, tiefen Herzensschmerz. In den Willen Gottes ergeben streckte sie die bleichen Hände über die Häupter der Kinder aus und segnete sie, selbst weinend und in Wehmuth fast zerfließend. Ihre Gemüthsbewegung war eine so mächtige, daß sie wirklich die Hände vor sich hinstreckte, und als sie dadurch erwachte, die

Augen öffnete, und ihr fünfjähriges Mädchen — auf dessen Scheitel ihre Hände ruhten — vor ihr stehen und weinen sah, so glaubte sie in den traurigen Traum mische sich die noch traurigere Wirklichkeit.

Das kleine Mädchen, von der Mutter vorhin zur Ruhe gelegt, erwachte nehmlich von der drückenden Schwüle beunruhigt bald wieder, stieg leise, um die Geschwisterte nicht zu wecken, aus dem Bette und trat eben so leise in die Stube ein, in welcher die Mutter ruhte. Als nun das gute Kind das Schluchzen der Schlummernden vernahm, so schritt es, auf den Zehen gehend, zu dem Bette derselben hin, und schaute sie befremdet an. Je länger aber das Kind in das bleiche, schmerzerfüllte Antlitz der guten Mutter blickte, je weher wurde es ihm um das eigene, kleine Herz. Bei dem Anschauen der Thränen, die über die Wangen der geängstigten Schläferin niederrannen, konnte es sich der eigenen Zähren nicht erwehren, und als nun die Mutter vollends die welken, abgemagerten Hände segnend über den Scheitel des Mädchens hinstreckte, und aus gepreßter Brust die Worte rief: „Lebt wohl meine lieben Kinder, ich werde bei Gott für euch und für den Vater bitten!" — so wurde die Kleine von diesen in ungemeiner Rührung gesprochenen Worten so sehr ergriffen, daß sie laut schluchzte und das thränennasse Köpfchen an die Brust der Träumenden drückte.

Wie schon erwähnt, war die erwachte, arme Mutter, als sie das liebe kleine Kind vor sich stehen

sah, gewaltig überrascht. Die Bilder des Traumes und die der Wirklichkeit fingen an auf eine seltsame Weise sich zu mischen, und es währte fast eine Minute, bis sie zur völligen, klaren Besinnung kam.

Dieß Mal habe ich nur geträumt, dachte sie, und die Frage: wird aber vielleicht nicht schon in der nächsten Zeit dieses Traumbild wahr werden? ängstigte gleich einem Alpdruck ihre Brust. „Wie Gott will!" sprach die fromme Dulderin; „er der Herr kleidet ja die Blumen auf dem Felde und hält das Nest, in welchem die noch unbefiederte Brut zwitschert, unter dem Laubdach an den Aesten fest. Er ist ja ein guter Vater allen Bedrängten und Waisen, und wird auch meiner armen Kinder nicht vergessen!" So sprechend erhob sie sich, küßte das kleine Mädchen, das noch immer gar trübe und traurig in das Antlitz der Mutter schaute, und machte sich dann wieder an ihr häusliches Geschäft.

Bei so vielen Kindern gibt es ja immer gar viel auszubessern, und wollten auch die durch Entbehrung geschwächten Augen ihr fast die Sehkraft versagen, so förderte sie doch Alles, wie in den Tagen der Gesundheit und Lebensfrische.

Das Mädchen, das jetzt die Mutter wieder ruhig werden und keine Thränen mehr über ihre Wangen rinnen sah, nahm nun einen Strickzeug zur Hand und reihte mit flinker Fertigkeit Masche an Masche.

Heißer und immer glühender brannte die Sonne und die gute Hausmutter, die dieser Schwüle in

der engen Wohnung fast erlag, dachte sich mit Schrecken, was erst ihr armer Mann hoch auf dem Dache leiden müsse. Er muß ja fast betäubt werden, dachte sie, und bei dem Erwägen, daß er von den Sonnenstrahlen geblendet, auf abschüßig hängender Leiter ein Mal einen Fehltritt thun, herabstürzen und zerschellen könnte, rieselte es ihr eiskalt durch's Gehirn.

„Ei hätte ich doch," seufzte sie, „nur erst wieder so viel Kraft, um Näharbeiten annehmen und fertigen zu können!" Schaffte die arbeitgewohnte Maurerin auch mit emsiger, immer rühriger Hand im Hauswesen, so zitterten ihre Finger doch noch zu sehr, um feine Näharbeiten fertigen zu können, auch sah ihr Aug noch nicht scharf genug.

Unter solchen Gedanken, Wünschen und unter leisen Gebeten schwanden die Stunden hin, und da das Fleisch, welches der Maurer seinem kranken Weibe gebracht, von dieser in einem Topf an das Feuer gesetzt, bereits kochte und sprudelte, so holte die Leidende den Topf herein, goß sich von der verkochten Suppe einen Teller voll, gab auch den Kindern davon, die nun alle wach waren, und trug das Fleisch, das sie dem heimkehrenden Manne aufbehalten wollte, wieder in die Küche hinaus.

Nun setzte sie sich nieder und aß. Ein Gefühl des innigsten Behagens durchströmte schon bei dem ersten Löffel voll ihren Körper, der schon geraume Zeit sich des Genusses einer kräftigen Fleischsuppe

nicht mehr erfreut hatte. Sie hielt sich für überzeugt, daß solche Suppen hinreichten, ihr die mangelnden Kräfte wieder zu ersetzen, und eben wollte sie sich die schmackhafte Suppe recht munden lassen, als mit schweren Tritten Jemand die Treppe heraufstieg.

Ohne vorher anzupochen und das übliche Herein abzuwarten, trat nun ein Gerichtsdienersgehülfe in die Stube. Er dachte auch nicht im mindesten daran die Mütze abzunehmen; er warf einen Zettel auf den Tisch hin, und verlangte vier Kreuzer Schaffgebühr.

„Was bringen Sie?“ fragte die arme Hausmutter, der bei der Forderung von vier Kreuzern die Röthe der Scham in's Gesicht stieg.

„Das steht schon auf dem Zettel. Ich bekomme vier Kreuzer,“ gab der Gehülfe zurück.

„Lieber Herr,“ sprach jetzt die geängstigte Frau, „ich kann Ihnen jetzt die vier Kreuzer nicht geben; denn mein Mann bekommt erst heute Abend seinen Taglohn.“

„Wie! nicht ein Mal vier Kreuzer habt Ihr im Haus?“ brummte der Gerichtsscherge. „Das ist eine schöne Wirthschaft.“

„Mein lieber Herr, ich habe wirklich die vier Kreuzer nicht im Hause,“ entgegnete die Mutter, um die sich die Kinder furchtsam drängten, „nicht aber wegen schlechter Wirthschaft, sondern weil meine langwährende Krankheit Alles verschlang. Die Zeiten, lieber Herr, sind, wie Sie wohl selbst wissen,

jetzt gar harte, und wenn man dazu noch sieben lebendige Kinder hat, so kann man kaum bei der gegenwärtigen Getreidetheure Brod genug in's Haus schaffen."

„Ei, warum habt Ihr auch sieben Kinder!" rief dieser Mensch, den das Aussehen der leidenden Mutter nicht rührte, in unzartem, spöttischem Tone.

„Weil mich Gott damit segnete," gab die Hausmutter zurück, der der gerechte Unwille das sonst so bleiche Gesicht immer mehr färbte, und als nun der vor ihr Stehende mit einem ächten Schergenblick sie maß, so sagte sie: „Schauen Sie liederliche Dirnen so an, und gehen Sie! Die vier Kreuzer können Sie heute Abend oder morgen Früh holen, und sollten Sie nicht wieder in diese Gegend kommen, dann schickt man Ihnen diese Kleinigkeit zu."

„Da dürfte ich lange warten," lachte der rohe Kerl, und wollte sich entfernen.

Dieses Mißtrauen wegen einer solchen Bagatelle that der guten Frau so schmerzlich wehe, daß sie den Gerichtsdienersgehülfen bleiben hieß, und aus der Stube eilte. In der Küche ergriff sie einen mit Zinn beschlagenen Krug, stieg dann die Treppe hinab, und bat die Hausfrau, ein häßliches Weib mit abstoßender Miene, ihr gegen den Einsatz des Kruges bis auf den Abend vier Kreuzer zu borgen.

„Für den Gerichtsdiener, nicht wahr?" fragte diese.

„Ja; gebt, ich bitte," drängte die Maurerin.

„Was hat er denn gebracht?"

„Einen Zettel vom Gericht; ich habe ihn nicht gelesen."

„Man hat Euch wahrscheinlich wegen Schulden verklagt?"

„Wir sind nur einem Menschen etwas schuldig."

„Wie viel?"

„Zehn Gulden."

„Nun, das wird eine schöne Geschichte werden!" rief das häßliche Weib, die Stirne runzelnd, nahm den Krug und gab endlich die vier Kreuzer her.

Nun eilte die Maurerin so gut es ihre so sehr erschöpften Kräfte vermochten, wieder die Treppe hinauf. Ihr nach schollen die Worte: „Wenn man Euch pfändet, müßt Ihr mir den Hauszins für das laufende halbe Jahr vorausbezahlen, sonst lasse ich kein Stück hinaus. Verstanden?"

Der Gerichtsdienersgehülfe erhielt nun seinen Schaffbatzen und meinte, wenn sie so leicht Rath zu schaffen wisse, so habe es auch mit den, bei Vermeidung der Auspfändung, binnen vierzehn Tagen zu zahlenden zehn Gulden, wie es auf dem Zettel geschrieben stehe, keine Noth. Laut lachend entfernte sich nun der herzlose Elende, und die arme, kranke Hausmutter sank wie vernichtet auf einen Stuhl. Neben ihr auf dem Tische dampfte die kräftige Suppe, die nun freilich unberührt stehen blieb.

Selbst den Kindern war der Appetit vergangen,

und als sie jetzt die gekränkte, schrecklich geängstigte Mutter das Antlitz verhüllen sahen, und laut weinen hörten, so schoben auch sie die Teller von sich, und stimmten schluchzend in den Jammer mit ein.

Endlich ließ der glühende Brand der Sonne nach. Der Abend kam und mit ihm die Schatten und die angenehme Kühle. Die in der Dachwohnung versammelten Armen aber spürten das kühlere Wehen der Lüfte nicht. Ihre Gesichter waren von vielem Weinen geröthet, und besonders in dem Kopfe der armen Hausmutter brannte es glühend, als lodere ein Feuer in dem Sitze des Gehirnes auf.

Binnen vierzehn Tagen sollten bei Vermeidung der Auspfändung zehn Gulden gezahlt werden. Diese Summe war für den armen Arbeiter, der heute etwas, morgen nichts verdiente, und sieben lebendige Kinder und ein krankes Weib zu erhalten hatte, eine unerschwingliche Summe, und es blieb nichts anderes über, als die Betten ins Pfandhaus zu tragen.

O Elend! o Jammer! wie nimmermüde nagst du an dem Herzen des Armen, und wie tief und schrecklich erschütterst und ängstigst du sein Gemüth!! —

Drittes Kapitel.

Der Kornwucherer.

Hell und licht sah man am nächsten Morgen die Berge des bayerischen Hochgebirges.

Laut und fröhlich schreiend flogen die Raben durch die reine Luft; der Sauerklee breitete seine Blätter aus, und als die Sonne hell und feurig aufging und den Morgennebel auflöste, ohne ihn in die Höhe zu ziehen, arbeiteten die Spinnen in ihren an Bäumen und an Gemäuer aufgehangenen Netzen, sie immer mehr erweiternd, immer mehr ausbreitend.

„Guten Morgen Hans!" rief da in einem Dorfe, das über der Isar, nicht sehr ferne von München liegt, ein junger Bursche seinem Nachbar zu der gerade die Hausthüre öffnete, und sich in der Morgenluft dehnte.

„Guten Morgen," gab Hans zurück, „heute bekommen wir einen Prachttag!"

„Das habe ich schon gestern Abend gewußt. Denn wenn die Hühner frühzeitig zum Schlafen

aufsteigen, und die Mücken nach Sonnenuntergang lustig hüpfen und in der Luft fliegen, so ist das immer ein Zeichen das auf gut Wetter deutet. Auch stieg der Laubfrosch im Glase, und in meinem Garten glänzte und funkelte es vor lauter Johannis-käferchen."

„Auch ich hätte gestern schon auf schön Wetter gewartet," versicherte Hans, „denn als ich verwichenen Abend noch bei den Holzarbeitern nachsah, schrieen die Habichte und Sperber gewaltig, flogen lustig umher und schlugen Räder. Die Sonne war schon lange untergegangen, und noch immer hielten sich die Lerchen singend in der Luft. Die Schwalben flogen hoch, und die Schaafe hüpften, während es schon dunkel wurde, noch so munter umher, als seien sie erst vom Schlafe aufgestanden. Wenn man das wahrnimmt, so kann man immer herzhaft ein Guldenstückel an einen Sechser wetten, daß es schön Wetter wird. Weißt du nicht, Kaspar, ist der Schwaiger — so heißt man den, der ein großes, abgesondertes Oekonomiegut, Schwaige genannt, besitzt — gestern nicht in der Schranne gewesen?"

„Ei ja," entgegnete Kaspar, „er war wohl dort, aber Getreid ließ er nicht hineinfahren, denn dem Neidkragen ist's noch lange nicht theuer genug."

„Unser lieber Herr muß wahrhaftig zornig werden und Unglück schicken, wenn er sieht, wie man mit seinen Gaben, die er so schön und so reichlich wachsen läßt, Wucher treibt!" rief Hans herüber, und blickte dabei

zum blauen Himmel auf. „Es heißt wahrhaftig über unsern lieben Herrgott schimpfen, wenn man immer schreit: es wächst nichts, oder: es verbrennt, oder: 's verfault Alles!"

Ja, du hast recht, Nachbar; denn fehlt's auch zuweilen, so ist doch dieses Aufschlagen unerhört und schlecht; 's ist eine g'machte Theuerung; denn es scheint, die Kornhändler haben sich alle sammt und sonders verabredet, das Getreid immer mehr in's Steigen zu bringen. Da heißt's dann, die Bauern sind Spitzbuben, sind Lumpen, und die Städter, die über uns so schimpfen, wissen nicht, wie sehr auch wir unter dem schlechten Handel leiden; denn ich bin fest überzeugt, daß die Wenigsten von uns noch Korn zu verkaufen haben, und daß bereits gar Viele das Mehl zum eigenen Hausbedarf in den Mühlen holen."

Hans gab dem Nachbar recht, und gestand gerade zu, daß es so nicht lange mehr fortgehen könne. „Wenn es sich nicht bald ändert," rief er, „so wäre es meines Erachtens besser, es wanderte Alles nach Amerika aus."

„Dort hätten wir auch was Rares," lachte Kaspar. „Eine andere Sprache, andere Sitten, Eine Menge religiöse Sekten, und eine Menge vielnamiger, tödtlicher Fieber."

„Das ist wohl wahr. Auch hab' ich erst letzthin in der Zeitung gelesen, daß die Ureinwohner wieder ein Paar Dörfer theils verbrannten, theils

verwüsteten, und unter denen, die sie im Schlafe überfielen, ein schreckliches Blutbad anrichteten, selbst Weiber und Kinder soll man nicht verschont haben."

„Deßhalb wollen wir im Lande bleiben und uns redlich nähren, wie es geschrieben steht," sprach Kaspar. „Sieht der liebe Herrgott denn nicht auf die Welt herab? und da denk' ich halt immer, weil ich weiß daß er herabsieht und daß es vor ihm kein Geheimniß gibt, er werde mit einem Mal dem wucherischen Handel, unter dem Millionen leiden, ein Ende machen, und solche strafen, wie den stolzen Schwaiger drüben, der jetzt noch nicht sein Korn verkauft, und es in den Speichern aufhäuft, weil ihm der enorme Preis noch zu wohlfeil dünkt."

Der Andere nickte ihm beifällig zu; Beide verschloßen nun hinter sich die Hausthüre und kleideten sich zum Gange in die Kirche an.

Der Schwaiger — von dem die Beiden, die sich an diesem Sonntagsmorgen in nachbarlicher Vertraulichkeit unterhielten, in ihrem Gespräche aber nichts zu seinem Lobe sagten — war der Gläubiger des Maurers, dieses armen Vaters von sieben lebendigen, unerzogenen Kindern.

Mit weit ausgespreizten Beinen, den unmäßig dicken Bauch vor sich hinstreckend, stand dieser Wucherer vor der Hausthüre seines umfangreichen Anwesens. Mit innigem Behagen ließ er das von einer Fettschwulst umrahmte, thierische Auge über seine

Felder und Wiesen schweifen, die sich längs des Waldsaumes ausdehnten.

Herrlich und voll Segen stand Alles, und dennoch hoffte dieser Mensch noch auf ein Steigen der Getreidepreise.

Während nun ringsum die Glocken zu den Kirchen riefen und manches abgesetzte Leuten anzeigte, daß hier oder dort in der heiligen Wandlung die Hostie oder der Kelch von dem Priester am Altare erhoben werde, legte sich der dicke Schwaigbauer an einen Baum, und fand es nicht der Mühe werth, das grüne Sammetkäppchen zu lüften. Von einem Knie beugen oder Kreuz machen, davon war schon gar keine Rede. Endlich zog er ein Zeitungsblatt aus der Tasche und las, sich so bequem als möglich an einen Baum anlümmelnd. Die Artikel, die er las, schienen ihm nicht zu behagen, denn er kratzte sich zu verschiedenen Malen hinter dem Ohr und warf dabei einen besorgten Blick auf eines der Oekonomiegebäude, das sich durch seinen Bau wie durch seine Höhe vor den Uebrigen auszeichnete, und nach dem Ansehen zu schließen ein Mal eine Kirche war.

„So wie es jetzt zugeht," sprach da der Schwaiger, immer in die Zeitung blickend, „ging es noch nicht leicht zu. Fast immer liest man von Feuersbrünsten, und seit dem Mai von lauter Aufständen und Strassen- und Stadtspektakeln. Man ist wahrhaftig hinter den vier Wänden nicht mehr sicher. Brav! brav!" rief er immer lesend, „die über

der Donau drüben lassen es nicht allein bei dem Lärm bewenden; sie nehmen mit, was ihnen taugt. Geld, Mehl, Getreid, brav! brav! Jetzt möcht' ich kein großer Herr seyn."

„Weßhalb nicht, dicker Mann?" fragte eine Stimme.

Der reiche Schwaigbauer wendete sich um, und erblickte nun einen Mann mit langen, nach Art der Altdeutschen gescheitelten Haaren. Ein dunkles Barett saß auf seinem Scheitel, und sein langer Knebelbart ließ von dem Hals, von vorne angeschaut, nur wenig sehen. Weite, bequeme Hosen, von einem Gürtel an den schlanken Hüften festgehalten, und ein schon ziemlich abgetragener Sammetrock nach altdeutschem Schnitte, machten den Anzug des unbefugten Fragers aus, der in der Hand einen tüchtigen Stock und zwischen den Lippen eine brennende Cigare hielt. Auf seinem Rücken ruhte die Reisetasche.

„Wieder ein so Narr von Maler," brummte der Schwaiger vor sich hin, drückte dann ein „guten Morgen" heraus, und fragte, was der Herr hier suche.

„Einen Pfad," lachte der Maler, dessen Stand der dicke Schwaiger auf den ersten Blick errathen.

„Diese Strasse führt nicht weiter als zu meiner Schwaige, vor der Ihr steht. Die schmale Fahrstrasse vor uns, führt auf meine Felder, und die links, in meinen Wald hinab. Wo wollt Ihr den eigentlich hin?"

„In's Gebirg.“

„Da hättet Ihr aber die Strasse nicht verlassen sollen; denn auf Wiesen und unbekannten Waldpfaden geht man oft um, und kommt von dem Ziele ab.“

„Das könnt' Ihr einem Kinde sagen, dicker Mann,“ lachte der Maler, und einen schwärmerischen Blick hin nach der Gebirgskette werfend, die sich hoch und majestätisch über den dunkeln Rändern des Waldes erhob, rief er: „Dort lagern sie, die lieben, stillen Berge! und wenn man rüstig vorwärts geht, und sie im Auge behält, so muß man auch bei ihnen anlangen.“

„Ja das wohl,“ meinte der Schwaiger, „aber man hält nicht viel auf die Leute, die so von den Straſſen abweichen, und über Wiesen und durch Wälder hinschlendern.“

„Mögen Blechköpfe von mir halten was sie wollen,“ sprach der Maler gleichgültig; „das ist mir einerlei. Ich vertrete keine Saat, gehe nicht durch das hohe Gras, und suche immer einen begangenen Weg. Im Walde aber schwärme ich frei umher, zeichne hier einen schönen Baumschlag, dort ein vertraut weidendes Reh in mein Skizzenbuch, belausche den heitern Gesang der Vögel und wandere immer vorwärts meinem Ziele zu, und wer mich mit schelem Auge ansieht, daß ich nicht in tiefem Staub auf den Wegen fortwandere, welche die Strasseninspektion den Fuhrwerken vorzeichnet, der ist ein

Chinese! Doch nun zu etwas Anderem. Möchtet Ihr mir wohl um Geld und gute Worte ein Glas frische Milch zukommen lassen?"

„Wer bezahlt, braucht keine guten Worte auszugeben," meinte der Schwaiger, und auf seinen Ruf brachte bald eine flinke, rothwangige Dirne auf reinlichem Teller ein Glas süße Milch, und ein Stück schwarzes Brod.

Der Maler bezahlte, was dafür gefordert wurde, setzte sich auf Bauholz nieder, das in großer Anzahl neben den hohen und langen Holzbeugen umher lag, nahm die Cigare aus dem Munde, und tauchte etwas von dem Brod in die Milch. Das Uebrige warf er in kleinen Bröckchen den Hühnern, Enten, Gänsen und Perlenhühnern vor, trank dann das Glas leer, und brannte seine Cigare wieder an.

„Weßhalb!" rief er dann, „möchtet Ihr kein großer Herr seyn? Denn wie ich mich erinnere, seid Ihr mir die Antwort auf meine Frage schuldig geblieben."

„Liest denn der Herr keine Zeitung?" gab der Schwaiger zurück.

„O ja. Das Zeitunglesen machte mir nie mehr Vergnügen, als gerade jetzt."

„Probiert's, und sagt das ein Mal laut in München drin, oder in Ulm und in Stuttgart draußen."

„Nun, wäre etwa dabei Gefahr?" lachte der Maler.

„Will's glauben," lachte wichtig der Dicke. „Es ist aber jetzt auch wirklich arg, wie sich das Volk gegen die großen Herrn auflehnt."

„Gegen die großen Herrn?" fragte der Maler befremdet. „Wißt Ihr denn auch was Ihr sprecht?"

„Ich glaub's wohl."

„Ich aber glaub's nicht!" behauptete der Maler.

„Sind die Ulmer Excesse etwa nichts, und die in Stuttgart?"

„Die Würtemberger lieben ihren König und achten ihre Behörden," sprach der Maler mit Ernst. „Sie wollen sich gegen die großen Herrn so wenig auflehnen, wie die Bayern, die zu allen Zeiten Anhänglichkeit, Liebe und Treue gegen ihre Fürsten bethätigen, und stets bereit waren, ihre Herren mit Blut und Leben zu beschützen, wovon der große Grabhügel und das eiserne Monument auf dem Gottesacker in Untersendling stumme, aber unabweisbare Zeugen abgeben. Wenn das Volk jetzt zuweilen ausartet, und zu Gewaltthätigkeiten greift, so kommt es lediglich davon her, weil den Arbeiter, der allein auf den Fleiß seiner Hände angewiesen ist, Schweiß und übermäßige Anstrengung kaum mehr ernähren. Wenn nun ein solcher armer Mann auch noch Weib und Kinder hat, so helfe ihm bei der jetzigen Zeit der liebe Gott! Kartoffel und Brod, die hauptsächlichste Nahrung der Armen, sind zu theuer und da —"

„Sollen die großen Herren helfen," unterbrach

der Dicke den Maler, „und weil das nicht geschieht, so schreit man und fängt Spektakel an.“

„Wer euch das sagt, der ist ein Lump!“ fuhr der Maler derb heraus. „Es wird mit vollen Händen gegeben, und mancher hohe Herr läßt durch seinen Sekretär, oder geheimen Rath viele tausend Gulden jährlich an die Armen austheilen, und einige vom königlichen Hause zahlen an die Armen fünfzig bis sechzig tausend Gulden und wohl noch darüber. Die Anzahl der Bittgesuche wächst jedoch mit jedem Tage, so daß trotz all' dieser fortwährend fließenden Quellen, und trotz der Vereine, die sich zur Unterstützung der Armen gebildet, der allgemeinen Landesnoth eine nur schwache und kaum merkliche Hilfe geschehen kann. Nicht unbekannt sind auch dem Volke seine Unterstützer; es segnet sie laut und im Stillen, und fleht in den Kirchen für ihr Wohl den Himmel an. Wenn es aber sieht, wie bei jeder Schranne die Getreidepreise steigen, dann wird ihm das Herz schwer. Bei einem Gang in's Freie sieht man alles keimen, wachsen und reifen; man sieht den Segen, den Gott im Drange schickt, und bei dem Gedanken an die wahrhaft gesuchte Theuerung mischen sich Galle und Groll in's Blut.“

„Ich glaube doch es kann Jeder seine Sache verkaufen wie man sie ihm bezahlt, und wenn er nicht eben verkaufen will, wenn Andere kaufen wollen, so kann er, wie ich denke, auch warten,

und mit seinem Eigenthum auf- und abschlagen, wie es ihm eben gefällt, denn das Getreide ist und bleibt doch immer ein Artikel wie Zucker, Kaffee, Obst, Tabak —"

„Haltet ein, dicker Mann," rief da der Maler, finster die Braunen runzelnd. „Zucker, Kaffee, Obst, Tabak und hundert dergleichen Dinge kann der Mensch entbehren; das Brod aber muß er haben, und selbst in dem Vaterunser bittet die ganze Christenheit, nicht um Fleisch, nicht um Wein, sondern um das tägliche, — um das liebe Brod! Wenn nun ein armer Arbeiter, der mit der Sonne aufsteht, und bei ihrem Untergange todtmüde sich zur Ruhe legt, nicht mehr genug Brod für sich und die Seinen in's Haus schaffen kann, dann sieht es für ihn freilich trübe aus in der Welt, und wenn er die verwünscht, die durch wucherische Ränke den Segen der Felder in die Höhe treiben, und ihn durch massenhaften Aufkauf und durch Verschluß hinter Schloß und Riegel immer mehr vertheuern, so folgt er, wenn auch nicht eben einem christlichen, doch einem natürlichen Gefühle!" —

„Wenn aber das nicht recht ist, was die Kornhändler thun — fragte der Dicke, den dieses Gespräch zu belästigen anfing — weßhalb werden sie dann von den Behörden durch bewaffnete Macht gegen das Gesindel geschützt."

„Gegen das mit Recht erbitterte Volk werden diese schlechten Gesellen," verbesserte

der Maler, „beschützt, weil jede Gewaltthat und jede unerlaubte Selbsthilfe verboten ist, und ferner, weil man ihre wucherischen Umtriebe wohl kennt, sich immer aber nicht Alles beweisen läßt. Der Staat und die Behörden müssen ihre Unterthanen schützen. Jenseits aber fällt dieser Schutz weg, und wie erbärmlich der Mensch vor dem ewigen Richter stehen muß, der über seine Handlungsweise hier kurz zu berichten hat: ich lebte von Wucher, und mästete mich mit den Thränen und von dem Elende meiner Brüder, das lasse ich euch bei meinem Abschiede zur Ueberlegung zurück, und nun Gott befohlen!"

„Adieu! unterhaltet Euch gut im Gebirg, — und brecht den Hals!" setzte der Schwaiger leise hinzu, und schaute das Gesicht voll Unwillen dem Maler nach, der rüstig den Pfad verfolgte, welcher in den dichten schattigen Wald führte.

„So ein Geschwätz braucht noch das nun anno 1847 so aufgeklärte Bettelvolk zu hören!" rief der reiche Schwaiger. „So oft von Theuerung die Rede ist, schimpfe ich über den Aufwand, den die großen Herrn machen, und der das Land aussaugt. Das glaubt nun Mancher und sagt es, in dem Drange über etwas zu schimpfen, weiter. So kommt das Ding in Umlauf, und der Kornhändler bleibt fein aus dem Spiel. Hört man nun so einen Narren von Maler die Sache auslegen, so bekommt sie freilich ein anderes Gesicht. Die Pest auf diese Pinsler, die die Gesichter wohlhabender Leute ab-

zeichnen, wozu ihre Collegen, die hungrigen Federfuchser, den Text geben. So wird man blamirt, so zeigt man mit Fingern auf Einen." Der Dicke schwieg eine Weile, und immer vor sich in's Weite schauend, erblickte er einen langen Zug von Menschen, denen Kreuz und Fahne vorangetragen wurde.

Es war ein Umgang um die Felder, bei welchem die Landleute mit dem Geistlichen den Himmel anflehten, er möge die Felder beschützen und eine reichliche Ernte schicken.

Während der Schwaigbauer so nach diesem Zuge hinblickte, spielte ein gottesläugnerisches Lächeln um seine Lippen; denn seine Wünsche erstreckten sich nicht auf eine segenreiche Ernte, sondern auf Hagel und Kornbrand, damit die Theuerung immer steige. Er hatte ja eine Masse Getreid aufgeschichtet, und wenn es galt, den Geldsäckel zu füllen, so kümmerte er sich um die leidende Armuth nicht nagelsgroß. Er liebte ja Niemand als seinen dicken Leib; die in so theurer Zeit unterdrückte, leidende Menschenklasse aber fürchtete er. Die neuesten Ereignisse hatten ihm die Angst in's Blut gejagt, und das Gespräch mit dem Maler ließ den Gedanken in seinem immer rechnenden Gehirn reifen, seinen Getreidevorrath so gut als möglich zu verbergen.

Während der Getreidehändler so des Malers gedachte, saß dieser in dem unfernen Wald auf dem Stamme eines umgehauenen Baumes. Das Skizzen-

buch ruhte auf seinem Knie, und indem seine Linke dasselbe hielt, zeichnete seine Rechte.

Unter der Thätigkeit des Stiftes erschienen bald die Umrisse eines dicken, plumpen Kopfes. Die gefühllose Rohheit desselben wurde erhöht durch ein Paar thierisch blickende Augen, unter denen Fettschwulsten hinliefen. Um die grob geschnittenen Lippen dieses Gesichtes spielte Bosheit und arge Tücke, und als nun noch hier und dort ein kräftiger Schatten angebracht war, schrieb der Künstler unter den oben entworfenen Kopf das Wort — Kornwucherer — und schlug, mit seiner Arbeit zufrieden, das Skizzenbuch zu.

Die oben entworfene Bleistiftzeichnung, die nun der Maler in seiner Mappe mit sich fort nahm, zeigte das gemeine Gesicht des reichen Schwaigbauern, ungemein gut getroffen, zum reden ähnlich.

Viertes Kapitel.

Die alte Kirche.

Als es Mittag läutete, saß der reiche Schwaigbauer bei einem einladend duftenden Hammelsschlegel. Daneben stand eine zinnerne Platte, bedeckt mit einem schönen goldgelben Kopfsalat und hart gesottenen, in zwei Hälften geschnittenen Eiern.

Die Köchin des Schwaigers, die eben eine Schüssel mit Leberknödeln abgetragen hatte, brachte jetzt eine gut gestopselte Flasche, setzte diese vor ihrem Herrn hin, und entfernte sich dann schweigend wieder.

Der Dicke, der an diesem Morgen bei dem Läuten der Wandlung kein Kreuz gemacht und nicht ein Mal seine Mütze abgenommen hatte, war auch, obgleich es Sonntag war, in *keine Kirche* gegangen. Ohne Tischgebet ließ er sich jetzt die Mahlzeit wohl schmecken, die kein Weib und kein Kind mit ihm theilte.

Seit Jahr und Tag hatte man seine Ehefrau aus der Schwaige hinaus auf den Gottesacker des nächsten Ortes getragen. Die Eheleute hatten gar *übel*

zusammen gelebt. Zank und Hader waren an der Tagesordnung; denn der Schwaiger, der im Hause stets mürrisch und wortkarg war, führte außer demselben ein gar lustiges, liederliches Leben.

Anfänglich suchte das getäuschte Weib ihm Vorstellungen zu machen; als er aber dann jedesmal schrecklich grob war, und sich auch alsbald thätliche Mißhandlungen gegen sie erlaubte, so schwieg die gepeinigte Arme. Die Ehe war und blieb kinderlos, und zuletzt erlag die reiche, unglückliche Frau dem still in der Brust vergrabenen Jammer.

Der Schwaiger, der um seine blanken Thaler aller Arten liederliche und schamlose Personen zur Kurzweil fand, begehrte nicht mehr zu heirathen. Das freie, ungebundene Leben behagte ihm besser; denn wie schon ein Mal erwähnt, liebte er ja Niemanden als sich selbst und den Wucher! —

Ein Fanghund, fast so dick wie sein Herr, lag neben dem Schwaigbauern, als er jetzt sein Mittagsmahl einnahm, und manches schöne Stück Fleisch, das einen Armen erquickt und gestärkt haben würde, bekam der dicke, monstrose Hund, der daran biß und käute, als gelte es einen Stein zu zermalmen.

Obgleich von einer Mahlzeit zur andern gut, kräftig und mitunter lecker genährt, aß doch der Schwaiger unmäßig viel, und knöpfte einen Knopf nach dem andern auf, so, daß endlich die Weste zurückprallte und der Bauch in seinem ganzen Umfang hervorquoll.

„Es geht nicht mehr!“ rief der freßgierige Mensch endlich aus, warf Messer und Gabel auf den Teller, holte einen Propfenzieher aus der Westentasche, und zog nun den Kork aus der Flasche, die vorhin seine Köchin gebracht. Er goß sich ein Glas voll, und war mit dem Bockbier zufrieden. Wie man einen Mehlsack auf den Wagen wälzt, so wälzte sich dann der Schwaiger auf ein Kanapee, ließ sich von der Köchin, die nun wieder eintrat und abräumte, die Pfeife mit Varinas füllen, und um es recht bequem zu haben, auch sogleich anbrennen. Dann schmauchte er in dieser Lage in einen Halbschlummer versinkend fort.

Plötzlich weckte ihn das wüthende Bellen seines Hundes und der Schmerzensschrei eines Menschen. Er fuhr in die Höhe, rief den Hund mit einem gellenden Pfiff zurück, rieb sich die triefenden Augen, und besah sich nun näher den Mann, der in der Stube stand, und sich den einen Fuß hielt.

„Ihr Hund hat mich gebissen, und zwar —“

„Deßhalb hält man sich den Fanghund,“ fuhr der Schwaiger grob heraus, „daß er die bei der Masche faßt, die gleich Dieben in den Häusern herumschleichen. — Was führt Ihn hieher — weßhalb stört Er meine Mittagsruhe? — was hat Er hier zu suchen? — Wie — was?“

„Ei, lieber Herr,“ sprach da der von dem Hund Gebissene, „sind Sie doch nicht gleich so oben draußen; denn ich glaube doch, daß ich erwähnen durfte, Ihr Hund hat mich gebissen.“

„Wäre Er vor der Thüre geblieben, so würde Ihm nichts passirt seyn; und nun schnell, was will Er? Ich habe eben gegessen, und muß meine Ruhe haben.“

„Ach Herr, mich treibt ja die höchste Noth zu Ihnen heraus!“

„Er kann wahrscheinlich nicht zahlen?

„Ja Herr, Sie haben es errathen. Bedenken Sie ein Mal selbst die harten Zeiten. Heute Arbeit, morgen keine, ein krankes Weib und sieben lebendige Kinder!“

„Von Brod, Bier und Kartoffel kann man leben,“ polterte der Schwaiger, „aber bei euch Leuten muß aufgekocht werden, da muß Gesottenes und Gebratenes her, und nicht selten wird der Wochenlohn in einem Tage verpraßt. O ich kenne die Bagage, die immer über theure Zeiten klagt, und andern Leuten lästig fällt, weil sie nicht zu sparen und zu hausen versteht!“

Das Gesicht des armen Mannes wurde ungemein traurig. — Es war der Maurer, der dem reichen Schwaigerbauern bei Vermeidung der Auspfändung zehn Gulden heimbezahlen sollte. „Herr,“ sagte er, „wenn Sie so sprechen, dann wissen Sie gar nicht, was es um Armuth ist. Von Brod, Kartoffel und Bier kann man gut und vortrefflich leben; von Brod und Wasser aber, lebt sich's schlecht!“

„Will Er mir etwa weißmachen, daß Er und seine Sippschaft von Brod und Wasser leben?“

„Ich mache Ihnen da nichts weiß, sondern ich sage die Wahrheit. Wassersuppen und Brod, oft nicht hinreichend, macht unsere Nahrung aus, seit mein Weib krank ist. Anfänglich suchte ich ihr mit Kalbfleisch und mit kräftigen Suppen aufzuhelfen, dann blieb mir und den Kindern nicht trockenes Brod genug, und damit wir Alle etwas haben, so theilt die Leidende, noch schrecklich entkräftet, die harte Kost mit uns. Wenn es bei uns Kartoffel und Milchsuppe gibt, dann ist's ein guter Tag, und das Kräftigste, was ich meinem armen, schwachen Weibe reichen kann, die noch überdieß das Kind an der Brust ernährt, ist eine Halbe Bier, in welches sie schwarz Brod taucht, ich aber trinke, so wahr Gott lebt, oft vierzehn Tage und darüber keinen Tropfen Bier; denn die Kinder wollen essen, und das Brod ist so theuer! Auch muß die Hausmiethe bezahlt werden. Das einfachste, ärmlichste Kleidungsstück wird sauer erworben. Holz, Brennöl und Seife sind unumgänglich nothwendige Bedürfnisse, und rechnen Sie das Alles zusammen, so kommt eine Summe heraus, die ein einziger Arbeiter, der sich im günstigsten Falle einen Gulden verdient, oft aber, besonders zur Winterszeit, acht und vierzehn Tage keinen Kreuzer einnimmt, mit dem angestrengtesten Fleiße kaum erschwingen kann. Schenken Sie mir daher noch einige Zeit Nachsicht, und vergönnen Sie, daß ich Ihnen die Schuld von zehn Gulden kleinweis abzahlen darf."

„Da wäre ich ein Narr," lachte der gefühllose Mensch. „Es bleibt bei dem Spruch des Gerichts."

„So wollen Sie mich also auspfänden?"

„Ich pfände Ihn nicht aus," lachte der Schwaiger, „sondern das Gericht pfändet laut den bestehenden Gesetzen den aus, der eine Schuld bekennt, aber Zahlung verweigert."

„Ach Herr, ich verweigere ja nicht Zahlung, weil ich nicht zahlen will, sondern weil ich, so wahr Gott lebt, nicht zahlen kann!"

„Was kümmert mich Sein Wollen oder Können, Er ist schuldig, und muß zahlen!" —

„Unsere Einrichtung ist nichts werth, und das Einzige, was man uns nehmen kann, sind unsere Betten. O seien Sie nicht so hart; ich bitte Sie um Gotteswillen; denn mein noch krankes, müdes Weib kann doch wahrhaftig das Bett nicht entbehren. Nehmen Sie es ihr nicht, ich beschwöre Sie bei der Barmherzigkeit Gottes!"

„Ich will das Bett nicht, ich will mein Geld! der Schätzmann und der Gerichtsdiener werden schon wissen, was sie zu nehmen haben. Schweig Er mir also von der ein Mal abgemachten Sache; denn wenn ich Ihn jetzt nicht pfänden lasse, so geschieht es einige Wochen später, was an der Geschichte nichts ändert. Welche Garantie kann Er denn stellen, daß Er zahlt? — Schweig Er mit seinem Lamentable und laß Er mich ungeschoren."

„Welche Garantie?" fragte der Maurer unter

einem schweren Seufzer. Er rieb sich die Stirn und sann.

„Ja, welche? red Er!"

Der Maurer antwortete nicht, und widerholt von seinem unbarmherzigen Gläubiger zur Erklärung aufgefordert, sprach er: „Lieber Herr, ich möchte Ihnen gerne einen Vorschlag thun."

„Nur zu."

„Es gibt doch in Ihrem großen Anwesen fast immer für einen Maurer etwas zu thun; daß ich fleißig bin und meine Profession kann, das wissen Sie. Wie wäre es daher, wenn Sie die Güte hätten, mich die Sache abverdienen zu lassen?"

„Sein Vorschlag ist nicht so übel."

„Sie willigen also ein!" rief der arme Familienvater leichter aufathmend aus.

„Meinetwegen!" lautete die Antwort.

„O, wie danke ich Ihnen, guter, lieber Herr!"

„Ich bezahle täglich," sprach jetzt der Schwaiger, „vierzig Kreuzer."

„Vierzig Kreuzer? das ist sehr wenig!"

„Darum arbeitet mir jeder Landmaurer, und wenn Euch das zu wenig ist, so laßt's bleiben."

„Ich sage es noch ein Mal, vierzig Kreuzer ist eine sehr geringe Bezahlung, aber ich werde so arbeiten, um Sie befriedigen zu können."

„Nun gut, dann kann Er gleich morgen kommen, und so lange fortarbeiten, bis Er seine Schuld von zehn Gulden abverdient hat. In fünfzehn

Tagen ist das geschehen. Für die fernere Arbeit bekommt Er täglich die vierzig Kreuzer baar ausbezahlt."

Bei diesem Handel wurde es dem Maurer unendlich schwer um's Herz, und doch sah er auf keine andere Weise Rettung. Schrecklich geängstigt fragte er: „Wie sollen aber während dieser fünfzehn Tage, in denen ich von Ihnen nichts beziehe, die Meinen leben?"

„Soll etwa ich auch dafür Rath schaffen?" polterte der Wucherer.

„Ach, lieber Herr, werden Sie doch nicht schon wieder ungehalten. Sie können mir doch wahrhaftig nicht zumuthen, daß ich die Meinen verschmachten lassen soll. Wie lange denken Sie mir denn Arbeit zu geben?"

„Ungefähr zwanzig Tage, es kann auch ein Monat werden."

„Dann bitte ich, mir den Ueberschuß gütigst vorzustrecken, daß die Meinen während ich hier arbeite, doch einiger Massen geborgen sind."

Der dicke, herzlose Mensch, der des Maurers strenge Rechtlichkeit kannte, ließ sich endlich nach langem scheinbarem Sträuben herbei, ihm drei Gulden zwanzig Kreuzer vorzustrecken. Es war dieß der Arbeitslohn für fünf Tage, und da der arme Maurer fünfzehn Tage arbeiten mußte, um seine Schuld von zehn Gulden abzutragen, so sollte er nun zwanzig Tage von Hause abwesend

seyn, und die Seinen bis zu seiner Heimkehr mit drei Gulden zwanzig Kreuzer versehen.

Mit zehn Kreuzern sollte täglich sein Weib und seine Kinder leben. Entsetzlicher Gedanke! Armer, vielgeprüfter Familienvater! Blicke nach Oben, und flehe den Himmel um Ausdauer und um Stärkung an! —

Als tägliche Nahrung bewilligte der Geizhals für den Maurer Mittags und Abends einen Scherben voll gestockter Milch und Brod. „Das schenke ich Ihm," sagte er, „weil Er sonst nicht leicht darauskommen würde. Komm' Er nun und nehme Er in Augenschein, was es für Ihn zu thun gibt."

Nun führte er den Mann, dem es immer bänger in dem kummererfüllten Herzen wurde, hinaus in den Hofraum, nachdem er vorher einen großen schweren Schlüssel zu sich gesteckt; er blieb vor der eisenbeschlagenen Thüre jenes Gebäudes stehen, das sich an Weite und Größe von den übrigen Oekonomiegebäuden auszeichnete, und einer alten, außer Gebrauch gekommenen Kirche nicht unähnlich sah.

Zwei Mal drehte nun der reiche Gutsbesitzer den schweren Schlüssel in dem Schloß der Thüre um, die in dieses Gebäude führte. Dann hieß er den Maurer eintreten. In diesem Augenblicke rief ihn eine Stimme in's Haus, und mit den Worten: „Wart' Er, ich komme gleich wieder," ging der Dicke davon.

Der Maurer war nun allein in dem hochge-

wölbten Gemäuer, dessen Wände noch die Spuren von Heiligenbilder zeigten. Sack an Sack gedrängt stand hier das Getreide, das von der Wärme aufgequollen, mehrere Säcke zersprengt hatte. In manchem Winkel wuchs grün, frisch und kräftig, als habe man hier gesät, das Korn herauf, und selbst auf einigen der Säcke grünte es an jenen Stellen, die zerplatzt waren.

„Herrgott im Himmel!" rief da der arme Maurer, hin auf die Knie sinkend, „so verschließt man deinen Segen, so daß das liebe Getreid, von der Bestimmung die Hungrigen zu nähren abgehalten, wie in gerechtem Unmuthe die Säcke sprengt, grün emporwachsend, um sich auch hier zu vermehren." Der arme Familienvater war tief und gewaltig erschüttert; er erhob sich und als jetzt der Kornwucherer eintrat, zitterte er, fühlend wie sein Gesicht die Farbe gewechselt.

„Sehe Er," sagte der Dicke, „die Stimmung unter dem Volk ist eine gar böse; man läuft Gefahr, wenn man jetzt zur Schranne fährt. Ich will deßhalb das Getreid, das mir sammt und sonders auswachsen würde, ließe ich es länger so liegen, hinauf auf den Boden schaffen, wo es gelüftet und fleißig umgekehrt wird, und so lange lagern kann, bis die Zeiten wieder ruhiger werden."

Bis die Theuerung und das Elend steigen, dachte sich der Maurer, und ein unheimlicher Schauer überkam ihn in der Nähe des Getreidehändlers, der

auch einer von jenen war, wegen welchen die arbeitende Klasse seufzte, weinte und schmachtete! —

„Dieses Gebäude," fuhr der Besitzer der Schwaige fort, „war vor langer, langer Zeit eine Kirche; so sagte man wenigstens mir, und das hier und dort noch zuweilen sichtbare Geklexe — er meinte die Heiligenbilder — verbürgt mir die Wahrheit von der Aussage meines Alten, er meinte den seit Jahren verstorbenen Vater. In dem Gelump wurde nun, so lang ich denke, keine ordentliche Reparatur vorgenommen, und da ich das Getreide auf den Boden hinaufbringen will, so muß zuvor das Dach in einen ordentlichen Stand gesetzt und der Boden theilweise neu gelegt werden. Diese Arbeit habe ich nun Ihm zugedacht; denn außer dieser Reparatur gibt es nur noch einige Kleinigkeiten, die zu unbedeutend sind, um sie Ihm erst zu weisen. So, jetzt geh' Er heim, Er weiß nun, was Er zu thun hat."

„Ob ich schon morgen kommen werde, das kann ich nicht mit Gewißheit versprechen," sagte der Maurer; „ehe aber drei Tage vergehen bin ich hier, um nicht mehr fortzugehen bis die dreizehn Gulden zwanzig Kreuzer abverdient sind."

„Halte Er mir Wort, ich sage es Ihm," sprach da strenge der Schwaiger, und meinte, er brauche auch nicht gerade auszuplaudern, daß er bei ihm so viel Getreide aufgehäuft gesehen.

Der Maurer ging, und der Dicke legte sich zum Nachmittagsschläfchen nieder.

Die drei Gulden zwanzig Kreuzer brannten den armen Arbeiter in der Hand wie Feuer, und als er die Schwaige bereits weit im Rücken hatte, und sich zwischen Wald und Feldern befand, sank er vor einem Feldkreuze auf die Kniee nieder und weinte und betete laut. „O mein Herr und Jesus!“ rief er, „laß mich nicht verzweifeln! Zwanzig Tage soll mein Weib und sieben Kinder täglich mit zehn Kreuzer leben. Auf den Kopf treffen sonach fünf Pfennige, während man für die Fütterung eines Hundes täglich drei, und ist er nur einigermaßen groß, sechs Kreuzer zahlt!“ —

Fern hörte er die Isar rauschen und finstere Gedanken stiegen in seiner bangen Seele auf. Eine noch nie gefühlte Wärme strömte durch seine Glieder. Es ward ihm ungemein beängstigend — entsetzlich heiß. Er löste das Halstuch, und glaubte dennoch ersticken zu müssen.

So, auf den Knieen liegend, lauschte er über die wogenden Felder hinblickend, und es kam ihm in seiner schrecklichen Stimmung vor, als rufen ihn die Wasser. Plötzlich erhob er aber den Kopf wieder zu der langen bleichen Gestalt, die Jesus ans Kreuz geheftet zeigte. Er schämte sich seiner Kleinmüthigkeit. Heilige Schauer überrieselten ihn vom Scheitel bis zur Sohle, und mit Reuethränen im Auge bat er den Herrn um Vergebung. Der finstere Selbstmordsgedanke entfloh wie die lichtscheue Eule, die beim Aufgang der Sonne das Dunkel der Wälder

und Klüfte sucht. „Herr verlaß' uns nicht in unserer Noth!" rief er den Stamm des Kreuzes krampfhaft umklammernd. Dann erhob er sich und ging noch eine Strecke weiter, wo zwischen Wiesen und Feldern ein kleines Wäldchen lag.

Hier ließ sich der Erschöpfte auf den weichen Grasboden nieder, kehrte das Antlitz von dem Laubdache beschützt dem blauen Himmel zu, und schloß die Augen. Wie in der Höhe manche düstere Wolke, so zog auch die Sorge durch sein Gemüth. Der Jammer wiegte ihn ein, und bald verkündeten seine tiefen und schweren Athemzüge, daß ihn der Schlummer seinem Elende entrückt habe.

Im Traume sah der unter dem Laubdache Schlafende alsbald die alte Kirche wieder, in welcher der reiche Schwaiger so viel Getreide hinter Schloß und Riegel hielt, um die Tage noch steigenderer Theuerung abzuwarten. Es kam ihm vor, als beleben sich plötzlich die Wände, als schweben von ihnen luftige Gestalten nieder, die sich allmählig verkörperten und einen wehmüthigen Chor anstimmten. Es lag so viel Ernst und so viel Wehmuth in den Tönen dieser Gesangsweise wie in der bösen Zeit selbst.

Als der Träumende erwachte, neigte sich die Sonne schräge am Himmel nieder. Hoch in der Luft wirbelten die Lerchen, und das Wild, das sich während der drückenden Hitze des Tages zwischen Busch und Strauch verborgen hielt, drollte jetzt aus

dem Walde, und labte sich an fettem Klee und Gras.

„O Herr und Gott!“ rief da der so schwer bedrängte Familienvater, „Du erhältst ja so viele Geschöpfe in Deiner schönen Natur. O laß auch uns, ich bitte Dich, nicht untergehen!“ Er riefs und die Strahlen der Sonne beschienen freundlich, wie als Zusage auf seine Bitte, sein Antlitz. In unendlichem Schmerz und Vertrauen streckte er zu dem sonnigen Himmel die Hände hinauf, und eilte dann mit sorgender Seele nach Hause, immer mit dem Traumbilde beschäftigt, das ihm die alte Kirche so seltsam belebt und durchtönt gezeigt.

Fünftes Kapitel.

Die Brieftasche.

Hoch stand der Mond am Himmel; ein tiefer heiliger Frieden lag über den schlummernden Gefilden ausgebreitet.

Noch bleicher als die Mondscheibe vom dunklen Himmel, blickte das leidende Weib des Maurers durch das enge Fenster ihrer Dachwohnung in die mondhelle Nacht hinaus.

Lange harrte sie auf den Gatten; von Zeit zu Zeit aber, wenn sich gerade die Sorge um ihn in ihrem Gemüthe nicht regte, zeigte ihr Gesicht eine schon lange nicht mehr empfundene Freude, — ein Glück.

Ihre Kinder schliefen sammt und sonders, bis auf den neunjährigen Knaben, der fest an die Mutter angeschmiegt, gleich ihr hinaus in die Nacht blickte.

Dieselben Gefühle wie bei der Mutter malten sich auch in seinem Gesichte ab, das von Zeit zu Zeit fast überglücklich strahlte.

Endlich bewegte sich ein Schatten aus der Karlsstrasse beugend in das Marsfeld herein. Die Wache haltende Mutter und ihr Kind schauten schärfer, und als sie in dem Schalten, der immer näher kam, den erkannten, den sie schon seit ein Paar Stunden erwarteten, so riefen Beide: „Der Vater! der Vater!"

Einige Minuten später trat der Mauerer in seine niedere Wohnung ein. Sein Weib, die ihm mit der Spaarlampe entgegen ging, trat einen Schritt vor seiner erschreckenden Bläße zurück, setzte die Lampe nieder, ergriff besorgt die Hand des Heimgekehrten und sprach: „Was fehlt Dir lieber Mann? Du bist ja entsetzlich bleich. Was ist Dir begegnet?"

„Ich ging rasch."

„Diese Antwort laß ich Dir nicht gelten; denn wenn man rasch geht, so röthet sich in der Regel das Gesicht mehr wie gewöhnlich. Deiner Bläße liegt etwas anderes zu Grund. Ich bitte Dich, rede!"

„Nun, ich sprach mich mit dem Schwaiger hart, dem wir die zehn Gulden zahlen sollen."

„Hat er Dir keine Fristen bewilligt?"

„Nein."

„O Jesus! So werden wir also gepfändet?"

„Wir werden nicht gepfändet," gab der Maurer finster zurück.

Aus diesen Reden wurde die leidende Hausmutter nicht klug. Befremdet schaute sie ihren Mann an. Der wollte sie nicht länger einem ungewissen

Zweifelsschwanken überlassen und winkte ihr, den Knaben in die Schlafkammer zu weisen.

„Ei laß ihn hier," bat die Mutter. „Der gute Kleine nimmt schon so viel Antheil an unserm Geschick, und hat sich heute besonders lobenswerth aufgeführt. Auch hat er Dir noch etwas zu sagen. Verdirb ihm daher die Freude nicht."

„Du weißt, ich habe den Knaben so lieb wie Du, aber was ich zu sagen habe soll er nicht hören. Hat er mir etwas zu sagen, so kann das auch am nächsten Morgen geschehen. Gute Nacht, mein Knabe, Gott behüte Dich!"

„Gute Nacht, lieber Vater," entgegnete der Kleine, küßte des Vaters Hand und ging folgsam aber traurig in die Schlafkammer.

Jetzt setzte sich der geängstigte Arbeiter seinem Weibe gegenüber an den Tisch, auf dem die Oellampe düster flackerte. „Wenn ich Dir in's bleiche Gesicht schaue," sprach er, „so möchte ich fast schweigen. Mein Herz ist aber zu voll und mein Gemüth zu geängstigt. Ich muß mich mittheilen!"

„Ei lieber Franz, was machst Du denn für Umstände?" lächelte liebreich die Hausfrau. „Weißt Du doch," setzte sie mit tiefem, innigem Gefühle hinzu, „daß alles was Dich trifft, nirgends mehr Theilnahme findet, als in dem treuen Herzen Deines Weibes."

Dem Maurer traten die Thränen in die Augen, und als ihn sein edles Weib so kummervoll dasitzen

sah, fast erdrückt von dem Zentnergewicht der Sorgen, so reichte sie ihm beide Hände über den Tisch hinüber, blickte ihn treu und zärtlich an, und sagte: „Sieh, lieber Franz, es mag nur immer kommen was da will, mich wirst Du nie verändert finden! Und werden die Zeiten, was Gott verhüten wolle noch schlimmer, so entbehre ich gerne noch mehr als jetzt; wenn ich nur Dich armen, lieben Mann gesund und nicht verzagt weiß.“ Da färbte plötzlich die Röthe der Scham des Maurers Antlitz; verlegen schlug er einige Sekunden die Augen nieder; dann erzählte er Alles, was sich mit ihm bei dem Schwaiger zugetragen, und welchen Handel er mit ihm abgeschlossen habe.

Mit Ruhe und Ergebung hörte das an Entbehrung und an Noth gewöhnte Weib die Erzählung ihres Mannes an; als er aber sagte, wie er plötzlich auf freiem Felde berechnet habe, daß auf die Fütterung eines Hundes mehr Geld verwendet werde, als er auf die Nahrung seines Weibes und auf den Unterhalt eines seiner Kinder verwenden könne, und dabei kleinmüthig geworden sei, und einen schrecklichen Gedanken gehabt habe, der ihn nicht mehr los lassen wollte, da schrack sie sichtlich zusammen, und das Entsetzen malte sich in ihren Zügen ab.

„Schau gute Marie,“ sagte der Maurer durch seine Erzählung sehr aufgeregt, „die Angst und die Sorge um euch hatte mir bei der Berechnung, daß

Dich und jedes Deiner Kinder täglich nur fünf Pfennige, während der Dauer von zwanzig Tagen treffen, den Verstand geraubt. Ich kam mir plötzlich als der Urheber eures Elendes vor, und als ich in der tiefen Stille, die ringsum waltete, die Isar rauschen hörte, so war mirs, als riefen mir hundert Stimmen zu: fort! fort! stürze Dich in's Wasser!! — Es verschwamm mir Alles vor den Augen; eine höllische Glut brannte durch meine Adern. Da hieß mich plötzlich mein Schutzengel, der auch in diesem schrecklichen Momente nicht von meiner Seite gewichen seyn mußte, den Kopf zu dem Feldkreuz erheben, wo ich vorhin zu beten versucht. Mein eben noch scheu rollendes Auge blickte sanft und ergriffen auf die Abbildung Jesu des Gekreuzigten. Ei, Du lieber Heiland, dachte ich, was hast nicht Du erduldet? wie winzig und erbärmlich sind meine Leiden gegen die Deinen? Du verblutetest aus Liebe zu uns unter namenlosen Martern, und ich sollte Dich betrüben, und den Tod der Sünde erwählen, während Du das Leben gegeben! „Bei diesen Gedanken Weib," rief da der Maurer „warf ich mich von Schauern erfüllt vor dem Feldkreuze nieder, umklammerte es in schrecklicher Angst und Reue, und bat, das thränenfeuchte Auge zum sonnigen Himmel erhebend, den Herrn um Vergebung meiner Schwäche.

Wohl hörte ich dann wieder die Isar rauschen. Ihr Brausen aber lockte mich nicht mehr an wie

zuvor. Der böse Feind, der mich schon in seiner Gewalt zu haben glaubte, war entflohen, und mit leichterem aber dennoch kummerschwerem Herzen eilte ich heimwärts, laut rufend: „Der liebe Gott möge mich, mein armes Weib und meine Kinder während diesen zwanzig Tagen nicht zu Grunde gehen lassen!"

„Und diese Deine Bitte hat der Herr erhört," sprach da die bleiche Hausfrau von der Erzählung ihres Mannes tief erschüttert, reichte ihm dann wie zuvor die magern Hände über den Tisch hinüber, faßte die seinen und so Aug in Auge tauchend, sagte sie: „Als Du Dich heute, vor die Sonne aufging, nach der Schwaige aufmachtest, die unserm harten Gläubiger gehört, war ich sehr betrübt. Ich konnte den Kindern, als sie endlich munter wurden, den tiefen Gram und die Sorge meines Gemüthes nicht verbergen. Indem ich mit ihnen das Morgengebet verrichtete, zitterte meine Stimme, und da die guten Kleinen Thränen über meine Wangen rinnen sahen, so wurden auch ihre Augen feucht. Unser ältester Knabe, der gute Joseph, nahm besonders viel Antheil an meiner Stimmung, und als er sich gewaschen und angezogen hatte, hieß ich ihn mit zwei seiner Geschwisterte in die Kirche gehen. Vor er die Stube verließ, ergriff der gute, arme Knabe gerührt meine Hand, erhob das kluge Auge zu meinem Gesicht und sagte: „„Liebe Mutter, ich werde gewiß recht fleißig beten, daß der barmherzige Gott uns beschützt, und daß wir nicht gepfändet werden.""

„Diese frommen, einfachen Worte,“ fuhr die gute Mutter fort, „machten auf mich einen eigenen wehmüthigen Eindruck, und als der Knabe mit seinen Geschwistern sich entfernt hatte, ließ ich in einem verborgenen Winkel still und leise meine Thränen fließen. Dann öffnete ich die Fenster, damit die frische Morgenluft die Stube durchziehe, und herein tönte das schöne Kirchengeläute.

Seit meiner Krankheit hatte ich nicht mehr das Glück, in einer Kirche zu beten. Ich gelobte aber bei dem hellen Klange der Glocken, daß ich bei meinem ersten Ausgang, wenn ich mich noch etwas erholt habe, die Kirche zum Herzogspital und die zu Unserer lieben Frau heimsuchen werde.

Einige Stunden verstrichen, als unsere Kinder heimkehrten. Ihr lauter Jubel hieß mich an's Fenster treten, und als ich nun ihre ungetheilte, seltene Fröhlichkeit gewahr wurde, so konnte ich mir das nicht deuten.“

„Wo waret ihr denn?“ fragte ich die Kinder.

„„Im Herzogspital!““ riefen Alle wie aus einem Munde. Dabei funkelten ihre Augen licht, und nun sagte der gute Joseph: „„So, wie ich heute beten konnte, liebe Mutter, konnte ich fast noch nie beten. An den Stufen des Altares knieend, auf dem die liebe Mutter Gottes steht, wurde mir mein Herz immer leichter, und ich begriff die Heiterkeit meines Gemüthes nicht, da ich zu Hause doch so viel Elend wußte. Die Messe war vorüber; ich be-

sprengte den Geschwisterten, die noch zu klein sind um sich selbst das Weihwasser zu nehmen, die Gesichter damit und ging aus der Kirche. Da sah ich plötzlich eine gestickte, schöne Brieftasche am Boden liegen. Ich sah mich um, ob ich nicht etwa Jemanden gewahr werde, der nach ihr suche, und bemerkte auch bald, immer vorwärts gehend, eine ältliche, der Kleidung nach vornehme Frau. Ihr Gesicht zeigte mir offenbare Bestürzung. Der gehört die Brieftasche, so dachte ich's, lief auf sie zu und fragte, ob sie nicht etwas verloren habe?""

""Ja, mein Kind"" entgegnete die Dame, ""ich habe meine Brieftasche verloren, von rothem Sammet und gestickt.""

""Eine solche habe ich gefunden,"" antwortete da unser Knabe, und reichte der Frau seinen Fund. Die Frau nahm nun Joseph bei der Hand, und sagte: ""Komm mit mir liebes Kind."" Joseph meinte, er müsse seine Geschwisterte nach Hause führen. Nun gewahrte die Frau erst die andern Kinder und hieß auch diese ihr folgen.

In der Begleitung der alten Dame traten nun unsere Kinder in ein schönes großes Haus ein, und bald darauf in prachtvoll meublirte Zimmer. Hier sagte nun die Dame zu unserm Mädchen und zu Fritz: ""Ich habe euch erst unlängst gesehen,"" und sich besinnend fragte sie, ob sie nicht verwichenen Tages in der Mittagsstunde mit einem Arbeiter in der Dreifaltigkeitskirche gebetet haben.

Die Kinder bejahten es und sagten der Arbeiter sei ihr guter Vater. Nun wendete sie sich zu Joseph, und fragte ihn um Familienverhältnisse, und der Knabe erzählte nach der Schilderung, wie er sie mir machte, unser Elend mit lebhaften Farben. Die Dame schrieb nun Deinen Namen in die Brieftasche, und ließ sich unsere Wohnung genau bezeichnen. Dann gab sie dem kleinen, redlichen Finder zwei Kronenthaler, und lobte seine Redlichkeit. Auch versicherte sie, nächster Tage bei uns einen Besuch abzustatten, um sich von meinem Unwohlsein und von unserer Lage näher zu überzeugen. „Nun weißt Du Alles," sprach jetzt die gute Hausmutter, drückte herzlich die Hände ihres erstaunten Mannes, griff in ihre Schürze und legte die zwei Kronenthaler auf den Tisch.

Mit vor Freude bebender Hand legte nun der Maurer den von dem Schwaiger erhaltenen Vorschuß von drei Gulden zwanzig Kreuzer dazu, und da von dem gestrigen Taglohne auch noch einige Sechser übrig geblieben waren, so hatte nun die Frau mit den Kindern Neun Gulden und einige Kreuzer, um während dieser zwanzig Tage zu leben.

War auch das noch entsetzlich wenig, so genügte es doch den so sehr Genügsamen, und die drückende Schuld von zehn Gulden, wie die angedrohte Pfändung fielen weg.

Die Frau versicherte nun mit heiterer Miene, daß sie sich schon behelfen werde; denn sie hielt

ihren Mann während dieser zwanzig Tage für geborgen, weil sie nicht anders glauben konnte, als der reiche Schwaigbesitzer gebe ihm bei dem geringen Taglohn eine vollständige gute Kost. Fiel ihr auch die lange Trennung bei ihrem krankhaften, zweifelvollen Zustande schwer, so ließ sie sich davon nichts merken, und versicherte, ungesäumt Nachricht zur Schwaige hinaus zu schicken, wenn sich hier etwas Außergewöhnliches ereignen sollte.

Noch eine Weile sprachen die Gatten über die unerwartete Hülfe, und beteten dann zusammen, der Vorsehung dankend, die so sichtbar über ihnen gewacht.

Bevor sich der Maurer zu Bette begab, schritt er in die Nebenkammer, wo die Kinder schliefen, und den Ellbogen auf die Bettstelle stützend, in welcher Joseph schlummerte, blickte er unverwandt und mit tiefer Rührung in das gesunde, leicht geröthete Antlitz des guten Kindes. Es lächelte selig froh, und schien von seinem glücklichen Funde zu träumen.

Eine tiefe Stille waltete in dieser Kammer, die nichts unterbrach, als die leisen Athemzüge der armen, schlummernden Kinder.

Von Bettstelle zu Bettstelle wandelte der Familienvater, und je nach den verschiedenen Ausdrücken in den Gesichtern der Kinder, veränderten sich auch seine Züge.

Dieses schlief tief und fest; während ein Anderes lächelte, und einem Dritten die Thränen an den über das Auge herab gesunkenen Wimpern zitterten, als ängstigen das Elend und die Noth der Eltern das Kind auch im Schlafe.

Sechstes Kapitel.

Der Maler und der Schriftsteller.

Bevor am nächsten Morgen die Sonne aufging, hatte der wackere Maurer schon den Seinen Lebewohl gesagt, und sich auf den Weg nach der Schwaige begeben, wo er zwanzig trübe, harte Tage verleben sollte. Frisch gewagt ist halb gewonnen dachte er, und förderte munter seine Schritte.

Während nun dieser wackere, arme Arbeiter täglich vom frühen Morgen bis zum späten Abend fast ununterbrochen fortschaffte, immer den Anblick der vollen Getreidesäcke vor Augen, hatte jener Maler, der bei dem reichen Schwaiger ein Glas Milch trank, und ihn im Walde in sein Skizzenbuch zeichnete, mit der Unterschrift: Kornwucherer — das Gebirg erreicht.

Er wanderte von Dorf zu Dorf, von Hütte zu Hütte, von Alpe zu Alpe und von Höhe zu Höhe. Kein Weg war ihm zu langweilig, keine Gegend

zu öde und einsam, und kein Pfad zu gefährlich und zu steil. Seine Mappe füllte sich allgemach mit trefflichen Skizzen und zeigte auf den Blättern, hier eine Jungfrau in Gebirglertracht, mit sittsam, zum schmucksitzenden Mieder gesenkten Augen, den Rosenkranz und das Gebetbuch in der Hand, auf dem Gang zur Kirche; dort einen Hirtenknaben neben der weidenden Heerde, im blumengeschmückten Grase lagernd, den Blick zu einem Raubvogel erhoben, der hoch in der reinen Alpenluft kreiste; auf einem andern Blatte sah man einen, den See hinab fahrenden Fischer, der in dem Nachen kniete und den Morgen, der über den Bergfirnen herein dämmerte, mit einem frommen Gebete begrüßte; ferner schöne Felsenpartieen, sturmbewegte Seee, Wasserfälle; dann manches in der Schenke aufgenommene Portrait eines alten, bärtigen Gebirgsjägers, ihn darstellend, wie er gemüthlich nach des Tages Mühe sein kurzes Pfeifchen schmauchte, und mit Andern im Spiele begriffen, in gutmüthigem Spott in seine guten Karten lächelte. Ferner: raufende Kinder, schmucke, tanzende Paare u. manche Kammerfenstersscene, niedlich gruppirt.

Das Meiste war nur flüchtig skizzirt und nur die Jungfrau auf dem Gang zur Kirche, der Fischer, der am frühen Morgen auf dem See betete, und derartige Scenen waren mehr ausgeführt.

Es schien, der Künstler habe eine Vorliebe für jene Momente, in welchen sich Gemüthestiefe und ein frommer, gläubiger Sinn aussprechen. Diese

Vermuthung bekam noch mehr Gewißheit, wenn man ihn auf seinem Gang durch die Berge beobachtete; nie ging er an einem Kapellchen vorüber, ohne den Hut abzunehmen und einige Minuten im Gebet oder in frommen Gedanken zu verweilen. Selten hielt er sich einige Stunden in einem von den Städtern viel besuchten Orte auf, während er keine Langweile zu empfinden schien, wenn er oft tagelang in einem Gebirgshäuschen auf einsamer Alpe mit den Eigenthümern desselben plauderte und lebte. Der herzliche, aufrichtige Ton, das fast noch überall übliche, vertrauliche Du und die praktische Einfachheit, die sich dort bei jedem Blicke zeigt, sagte ihm ungemein zu. Seine Brust erweiterte sich unter diesen glücklichen Naturmenschen, die durch strengen Haushalt und durch die Verbannung des Luxus sich vor drückender Noth schützen, und durch rührige Arbeitsamkeit, wie durch das stete Treiben in freier Luft, ihren Körper gesund und kräftig erhalten, wozu auch der stete, heitere Sinn, Zitterspiel und Gesang während der Ruhestunden viel beitragen.

So saß der Künstler denn auch eines Tages auf einer grünen Alpe. Hoch über ihm thürmten sich die Gebirge auf, und die Thäler unter ihm verschwammen gemäß der Höhe, auf der er sich befand.

Eine tiefe Feierstille waltete auf diesen Höhen, die nur die Stimme der Natur, die tosend schäumenden Gebirgswasser einiger Maaßen belebten.

Der Künstler schien verstimmt; müßig ruhte

seine Hand auf der Mappe, denn der Wolkenzug wie der wehende Westwind zeigten die plötzliche ungünstige Veränderung des Wetters an. Es schmerzte ihn, sich schon so früh von seinen lieben Bergen trennen zu müssen; denn um nach einer Reihe von Regentagen das schöne Wetter wieder abzuwarten, war seine Zeit eine zu gemessene; er hatte nämlich mehrere Arbeiten auf Bestellung, die kein längeres Hinausschieben mehr zuließen.

Da erblickte er plötzlich diese öde, jedoch von einer erhabenen Romantik durchwehte Gegend von der Gestalt eines Menschen belebt, die im grauen Staubhemde, in gestreiften Leinwandhosen, den Hals frei und bloß, den Scheitel mit einem breitgekrempten Hute bedeckt und in der Hand den Gebirgsstock, auf derselben steilen Stelle heraufstieg, auf welcher er selbst die Anhöhe erreicht hatte.

So wenig man unten in den betriebsamen, wogenden Städten auf das Begegnen ganzer Menschenmassen achtet, so sehr fällt oben auf den Höhezügen der Gebirge, über die nur von Zeit zu Zeit ein Raubvogel hinschwebt, oder ein Gebirgsjäger auf oder abwärts klettert, das Begegnen eines Menschen auf.

Der eben Heraufgestiegene hatte den auf einem herabgerollten Felsstücke sitzenden Künstler bereits gewahrt, und während Jener näher kam, hatte der Maler volle Muse, sich seinen Mann zu mustern, der an die Grenze der dreißiger Jahre streifte,

seine dunkeln Haare halblang, und Lippen= und Kinnbart trug.

Ein Geschäftsverwandter, dachte der Künstler und erwiederte freundlich den Gruß des Herangekommenen.

„Was halten Sie vom Wetter?“ fragte dieser.

„Es ändert sich; wir bekommen Regentage,“ gab der Maler zurück.

„Diesen Schluß machte ich mit Widerwillen eben selbst; ich steige nämlich allzugerne ein Mal des Jahres im Gebirge umher, und da meine Zeit eine stets gemessene ist, so ärgere ich mich jedesmal tüchtig, wenn mir mein Vergnügen durch Regen oder durch böses Wetter verkürzt wird.“

„So geht's auch mir, mein Herr, lachte der Künstler, und ich habe sonach in Ihnen die Ehre, einen Leidensgefährten zu begrüßen.“

„Dieser Ehre möchte ich Sie gerne überheben,“ und den Blick zum Himmel erhebend, rief der im grauen Staubhemde in komischem Beschwörungstone: „Wind, drehe Dich, und lasse uns den lieben Sonnenschein!“ Ohne Umstände streckte er sich dann auf Schrittweite vor dem Künstler in das hohe Gras, warf den Hut neben sich, strich die schweißbefeuchteten Haare aus der Stirne und blickte dann über die Höhezüge, zu der mit ewigem Schnee bedeckten Kuppe des Watzmannes, hinauf.

Der Künstler fand das Gesicht des Unbekannten höchst interessant; es sprach sich darin ein reger,

lebendiger Geist, energische Thatkraft, Gemüthestiefe, edler Stolz, und ein fortwährendes Denken, Prüfen und Untersuchen aus.

„Wie gefällt Ihnen die Gebirgspartie, die sich von hier aus pressentirt?" fragte der Maler.

„Ich mustere sie eben wie Sie sehen," entgegnete der Andere, und nach einigem Schweigen fuhr er fort: „Diese Partie ist erhaben schön! Um solch einen Eindruck recht hinzunehmen, sollte man eigentlich nur schauen, fühlen, nicht aber sprechen. Bei jedem neuen Blicke, bei jeder Wendung des Kopfes, sieht man das eben als großartig Erkannte von neuen Größen, die vor dem schauenden Auge auftauchen, übertroffen. Bei Gott, ein prachtvoller — ein gewaltiger Anblick! Alles so harmonisch! nichts Winziges, nichts Erkünsteltes, nichts Beschnitten und Gedrechseltes, nichts Zugeschliffen und Verfeinertes; alles fest, ganz und erhaben, wie die Mutternatur es überall auf ihren heiligen Spuren zeigt! Der schwere, dröhnende Fall der Wasser — der nicht durch ein jetzt leiseres und dann wieder lauteres Lärmen Laune oder Leidenschaft kundgibt — wie stimmt er in seinem immergleichen Rauschen, und in seinem immer gleich donnernden Getöse zu der Erhabenheit des Ganzen!!" —

„Sie empfinden tief und schildern warm und gut," entgegnete der Maler, zu diesem Lobe, von den Worten des Fremden hingerissen. „Gelingt es mir, so gut mit dem Pinsel zu malen, wie Sie

mit Worten, so erfreue ich mich bald gelungener Bilder."

„Sie sind also ein Künstler?"

„So nennt man unsern Stand," entgegnete bescheiden der Maler.

„Ein schöner Stand! ein erhabener Stand!" rief der Andere, „leider aber mit so viel Unangenehmem verkettet, daß man oft in finsteren Stunden recht ärgerlich über die wird, die in ihrem gemüthlichen, wenn auch farbelosen Alltagsleben von ihren geborgenen Stellungen aus, alle die Jünger der schönen Kunst: Dichter, Maler und Bildner, als überspannte Narren betrachten, und sich dieser Betrachtung wegen auch um die Wohlfahrt ihrer sogenannten Narren wenig kümmern!"

„Nur allzuwahr," lachte der Maler, und man kann wohl sagen: „Der Künstler steht mit seiner Kunst allein da auf der Welt. Man nennt ihn glücklich, weil er mit dem, was er schafft, Freude im Leben verbreitet; wie viel er aber, ist er nicht reich und noch nicht allbekannt, entbehren muß, während er malt und seine Studien macht, darnach frägt die Welt nichts; auch kümmert sie sich nicht darum, wenn sich in den Tagen des Alters seine schöpferische Kraft verflüchtigt, und ihn der Genius der Kunst verläßt. Das war ehemals ein geschickter Maler. Die Gemäldehändler machten gute Geschäfte mit seinen Sachen! so heißt es dann, und

der Beisatz: Jetzt darbt der Mann, es ist schade; macht den Schluß!"

„Und ob ein Leben voll blutiger, schmerzlicher Erfahrungen an den Bänden klebt," sprach der auf dem Rasen Liegende, „die der Schriftsteller geschrieben, was fragen die Menschen auch darnach? Ihnen gefallen nur die Schilderungen; wie viel Seelenweh des Dichters sich aber an die finstern und oft erschreckenden Situationen anhängt, die selbst den Wüstling nicht ungerührt lassen, das kümmert Niemanden. Es heißt: Das Buch ist pikant, und die Schilderung dieses Pikanten floß nicht selten aus einem vielverwundeten Gemüthe!" —

„Davon weiß auch ich ein Geschichtchen zu erzählen," sprach der Maler in bitterem Tone: „denn wie dem Dichter mit seinen Schriften, so geht es nicht selten dem Künstler mit seinen Gemälden. Es sind jetzt wohl an neun Jahre her, erzählte er, da saß ein junger Mensch vor einer Staffelei einem Bette gegenüber. In demselben lag ein Greis, das Sterbekreuz in den erkalteten Händen. Sein gebrochenes Auge blickte nach der Staffelei. Der Todte war der Vater des jungen Menschen, der jetzt mit fester Hand die theuern Züge des Verblichenen auf die Leinwand übertrug, während leise seine Thränen niederrannen. Hinter dem Ofen von gebrannter Erde kauerte auf einem geflickten, ledernen Stuhl eine schon bejahrte Frau. Sie war die Mutter des jungen Menschen, der den todten Vater

malte. Dieses Bild, das der junge Künstler in diesen schweren, thränenvollen Stunden malte, war gelungener als Alle, die er bis jetzt fertigte. Ehe ein Monat umfloß, führte ein Befreundeter des jungen Künstlers einen Engländer zu ihm, der ein leidenschaftlicher Bilderliebhaber war. Der Eingeführte prüfte mit Kennermienen, tadelte, lobte, aber kaufte nichts. Da wendete er auch zufällig ein Bild um, das verkehrt an einem Schranke lehnte. Es war das Brustbild, das den todten Vater des Künstlers zeigte. Ueberrascht trat der Engländer mit diesem Bilde an ein Fenster, und ein Ausruf des Erstaunens fiel von seinen Lippen. „Ach, das Bild seyn vortrefflich!" rief der Bilderliebhaber in gebrochenem Deutsch und erklärte sich allsogleich bereit, es anzukaufen. Dem jungen Künstler wurde es entsetzlich heiß, als er aber der lebenden, armen Mutter gedachte, gab er das Bild des todten Vaters für einige Louisdor hin, und als der Engländer sich entfernt hatte und der wackere Sohn das Gold in die Hände der Mutter legte, so stürzten sich Beide in die Arme und weinten laut. Während das geschah, zeigte der Engländer sein pikantes Bild im Gasthofe einer lustigen Gesellschaft, die beim Champagner den jungen Künstler leben ließ, der Herz an Herz an der Brust seines alten Mütterchens ruhte, und seine schmerzzerrissene, bange Seele ausweinte!"

„Der junge Künstler," sprach da der am Boden Liegende — über dessen Antlitz es während der Erzäh-

lung des Malers hinzuckte, wie das Wetterleuchten am dunkeln Himmel — der vor ungefähr neun Jahren das geliebte Bild des Vaters der armen Mutter wegen an einen Engländer verkauft hatte, der sind Sie selbst. Lebt Ihre Mutter noch?"

„Nein," sprach der Maler mit bewegter, bebender Stimme, „sie ging zum Frieden ein. Ein einfaches Kreuz, umsäuselt von einer schlanken Trauerweide, bezeichnet ihre und des Vaters vereinte Schlummerstätte."

Nun trat eine Pause tiefen Schweigens ein; dann sprach der am Boden Liegende: „Vertrauen um Vertrauen! Sie haben mir etwas erzählt und einen traurig schmerzlichen Stoff gegeben. Nun will auch ich Ihnen etwas erzählen. Meine Mittheilung fällt in den Zeitraum der Ihrigen: Ein junger Schriftsteller hatte eine Erzählung, streng moralisch gehalten, wie die Paar, die dieser bereits im Drucke voran gingen, über die Hälfte gefertigt, als nach einem lange währenden Krankenlager sein sechsundachtzigjähriger Vater, ein unbemittelter, pensionirter Beamter, in einer stürmischen Merznacht verschied. Der Sohn gab ihm das Sterbekreuz in die Hand und drückte ihm die Augenlieder zu. In dem Haushalte des Verblichenen sah es jämmerlich aus. Seine lange Kankheit hatte Alles aufgezehrt; alles Werthvolle war bereits theils versetzt, theils verkauft, und da man an der königlichen Kasse schon seit geraumer Zeit einen Monatsgehalt als Vorschuß bezogen,

so hatte man nun bei dem Zahlmeister nichts mehr zu holen. Auch hatte dieser unglückliche Beamte seine Frau im Pensionsstande geehelicht, somit konnte sie nach seinem Tode, den bestehenden Gesetzen zu Folge, keine Pension ansprechen. So stand die Sache, als der arme Mann todt in seinem Bette lag. Kein Gulden war im Hause, kein hülfreicher Freund nah und fern. Das Begräbniß ist in großen Städten theuer und der Sohn, der seinen Vater, der ihn so unendlich geliebt, nicht ohne Gottesdienst wie einen fremden Bettler zur Ruhe bringen lassen wollte, eilte nun mit der Hälfte des bestellten Manuskriptes zu seinem Verleger, ihn ersuchend, ihm etwa sechs bis acht Louisdor zur anständigen Beerdigung des theuern Vaters vorzuschießen; dabei versprach er in etwa vierzehn Tagen den Rest des Manuskriptes zu liefern. Der Verleger nicht nur ein wohlhabender, sondern ein als sehr reich bekannter Mann bedauerte mit Achselzucken den trüben Fall, und meinte, es thue ihm unendlich leid, in fraglicher Sache nicht dienen zu können, weil er sich selbst das Ehrenwort gegeben habe, Niemanden Geld vorzuschießen und einen Literaten nur dann zu bezahlen, wenn sich das Manuskript complett in seinen Händen befinde."

„Dieser Herr hatte sich also das Ehrenwort gegeben," lächelte bitter der Maler, „Niemanden zu helfen?"

„Man kann das nehmen wie man will," fuhr der Andere fort, „und der junge Literat erhielt die

Versicherung einer baaren Bezahlung, versteht sich, nach völliger Ablieferung des Manuskriptes. Mit diesem Trost ging er nach Hause und warf sich müde und erschöpft dem Todten gegenüber auf einen Stuhl nieder. Vor dem Bette kniete die Mutter, betend, leise weinend! Vorerst sollte nun ein Leichenhemd und ein Sarg bestellt werden; der Sohn bestellte Beides, und zwar einen weiten, gewölbten, schönen Sarg und ein langes, feines Sterbehemd; denn an dem Vater, an dem einzig wahren Freunde, wollte dieser Sohn nicht sparen, und ihm so die letzte Liebe und Achtung beweisen. Gewohnt zu diktiren und nicht selbst zu schreiben, ließ er nun seinen Schreiber holen. Ungesäumt kam dieser, und mit wenigen Worten gab der Literat die Erklärung gegen ihn ab, daß er zur Beerdigung des Vaters Geld brauche, daß ihm keine Seele solches vorschießen wolle und somit das Manuskript ohne Verzug zu Ende gebracht werden müsse. Dazu gehörte natürlich Tag und Nacht. Der wackere Mensch verstand sich gerne dazu, äußerte aber mit ungekünstelter Theilnahme, daß es mit dem Diktiren wohl nicht recht gehen werde. Er täuschte sich! Die Thüre wurde abgeschlossen, die Mutter von dem Nachtwachen müde und erschöpft ging zu Bette, und nun begann — die Marter des Geistes und des Gemüthes!! Mit unglaublicher Schnelligkeit füllte sich Seite an Seite. Ehe die Nacht kam, war ein Druckbogen fertig. Wie ein Geist, dem der Richter die Ruhe versagt,

ging der Literat die ganze Nacht auf und nieder, von Zeit zu Zeit die geweihten Kerzen putzend, die neben dem Todten standen. Der Regen schlug an die Fenster, und der Wind heulte um das in einen großen Garten hinaus ragende Häuschen. Heftiger aber wie in der Natur stürmte es in der Brust des jungen Schriftstellers. So oft ihn Erschöpfung anwandelte, setzte er sich auf das Bett neben den Todten, blickte in sein Antlitz, auf dem ein tiefer, heiliger Frieden ruhte, drückte dann die kalten um das Kreuz geklammerten Hände, schweigend das Gelöbniß machend, die arme Mutter nicht zu verlassen und ein dem Stande des Todten angemessenes Leichenbegängniß und einen Gottesdienst anzuordnen. Drei Tage und drei Nächte trieb es mit kurzen Unterbrechungen, die dem Schreiber zur Ruhe gegönnt werden mußten, der Literat so; von Zeit zu Zeit tauchte er sein erglühendes Antlitz und seine schmerzende Stirne in eine Schüssel voll eiskalten Wassers. Außer Wasser und Kaffee nahm er nichts zu sich: Cigarren aber rauchte er viele; denn die Leiche roch, besonders in der letzten Nacht, sehr übel. An dem Begräbnißtage war das Manuskript *fertig*. Es war, wie urtheilsfähige Männer sagten, eine gelungene Arbeit. Die Situationen sind so aus dem *Leben gegriffen*, hieß es, und der *Schmerz* und der edle *Stolz* des Gemüthes, wie auch erhebendes, gläubiges Gottvertrauen so trefflich geschildert, daß man glauben möchte, es habe sich dieß Alles *wirk*-

lich ereignet. Die Arbeit wurde als Preisbuch ausgegeben und alle, die es lasen, lobten die flüssige — leichte — Schilderungsweise."

„Die leichte Schilderungsweise —!" rief der Maler, der, hätte es sich geschickt, gerne sein Skizzenbuch genommen und das in diesem Momente ungemein ausdrucksvolle Gesicht des Erzählers gezeichnet haben würde. „Nun?"

„Jetzt ist die Geschichte aus," lachte der Andere. „Der Todte wurde standesgemäß, so wie es ihm gebührte, beerdigt, das Honorar wurde von den Leichenkosten verschlungen, der junge Literat machte sich an eine andere Arbeit, denn er hatte außer der Mutter noch zwei theure Wesen zu erhalten, und nach ein paar Monaten lag er selbst todtkrank darnieder. Es ging aber auch diese schwere Zeit vorbei, und als er, wenn auch nicht gehen, doch wieder vernehmlich sprechen konnte, diktirte er wieder ein Manuskript, den abgezehrten Leib marternd, denn Geld mußte herbei, oder der Hungertod drohte ihm und den Seinen!" —

Schweigend reichte der Maler dem Erzähler die Hand, in ihm den begrüßend, dem all' das selbst widerfahren. Dann rief er: „Und so viel Trauriges und Gemütherschütterndes auch an solchen Erinnerungen klebt, so sind sie doch schön, und ragen über das nichtsdenkende und wiederkäuende Alltagsleben hinaus, wie die Gebirge über Schlamm und Sumpf, in welchen der Frosch sein dummes Gequacke

hören läßt. Es lebe die Kunst! bei Gott sie ist ein Engel, der mit den Schwingen seinen Jünger bedeckt, wenn der Lebenspfad desselben sich durch öde Wüsten und durch von keinem lieben Sternbilde erhellte Sturmnächte schlängelt. Wie schön sind doch des Künstlers Träume! sie öffnen ihm im geistigen Aufschwunge den Himmel, und geben ihm den Blick in schönere Räume frei. An solch ein Fühlen kann man wohl jene geborgene Ruhe setzen, in welcher viele Tausende behaglich die Glieder dehnen und langweilig gähnen und nur dann feige an ein Jenseits denken, wenn die Eßlust weicht oder wenn ihnen der Körper sonstige Funktionen versagt."

„Ja ja, die Ruhe ist für uns der Tod," lächelte der Schriftsteller, „und brennt sich der Künstler, in steter feuriger Gährung, auch gewöhnlich früher zusammen, als wie ein anderer Körper, so lebt er doch doppelt: ein Mal in der Wirklichkeit, und ein Mal im schönen, erhabenen Traume — in seiner Fantasie! Bald schwebt er über den höchsten Kuppen der Gebirge, bald stürzt er sich in den Grund der Meerestiefe, bald borgt er Bilder aus dem Kreise der Armen, dann aus prunkenden Königssälen und — aus dem Himmel selbst!"

So sprechend, erhob sich der Literat. Dieses kurze Zusammenseyn hatte Beide befreundet; sie umarmten sich und fühlten, hoch oben auf der grünen Alpe dem Himmel näher, unendlich mehr als die, welche unten in der Ebene, in Schenken bei Bier und Wein, flüchtige Freundschaft machen.

Unterdessen hatte sich der Himmel mit Wolken bedeckt, und den Beiden, die eben Freundschaft geschlossen, drang sich nun die Ueberzeugung auf, daß sich das Wetter bald, vielleicht schon mit dem nächsten Morgen ändern werde.

Sie beschlossen daher wenigstens doch diesen Tag noch in reiner Alpenluft zu verleben, und bald entspann sich zwischen ihnen ein Gespräch über die lichtere neue Zeit, die aus den nachtumhüllten Gründen des Mittelalters hervorgetreten war. Die jetzt noch bestehenden Leiden und Mängel schoben Beide richtig auf frühere Sünden; denn von dem Augenblicke an, wo die Religion nicht mehr das große Triebrad der Hauptbewegungen der Völker in Krieg und Frieden war, und die kaltberechnende Politik, und nicht selten auch kleinliche Leidenschaften und blinde Gier an ihre Stelle traten, goß sich auch wirklich das Verderben auf die hoffnungsreiche grüne Saat der neueren Zeit, die fröhlicher Erwartungen voll heraufgedämmert war.

„Nur spärliche Ueberreste, kümmerlich errettet, reiften zur Ernte," sprach der Maler.

„Die seit Ludwig XIV. nach seinem verführerischen Beispiel gesteigerte Pracht und der verschwenderische Luxus lagerte sich vampirartig nebst dem Unwesen der stehenden Heere über die Länder Europas. Fleiß, Mühe und der Segen der Natur reichten nicht mehr hin, den Anforderungen zu genügen. Die steten Kriege sogen den Völkern das Herzblut aus, und da nichts mehr reichte, so griff man nach

der Ernte der Zukunft, und wälzte so auf die kommenden Geschlechter die ungeheuere Last, die das lebende Geschlecht zu tragen, unfähig war. So wurden nach und nach alle Besitzungen — Gegenwärtiges und Zukünftiges — mit einer drückenden Hypothek beschwert."

„Nur allzuwahr," sprach der Maler. „Das System der Staatsschulden und des Papiergeldes hat in Verbindung mit dem System der Subsidien unsägliches Unheil erzeugt."

„In den Zeiten unabwendbarer Noth," bemerkte der Schriftsteller, „ist solch ein Verfahren wohl tadellos und kann bei weise, geregelter Anwendung sogar heilsam seyn; durch Leichtsinn und ungeheure Uebertreibung aber, wie durch die gewissenloseste Verschwendung vermehrte es die Allgewalt des Geldes, schuf blutige Eroberungskriege und steigerte furchtbar die Ungleichheiten des Privatvermögens. So wurde der Werth von allem Gut und von aller persönlichen Erwerbsthätigkeit einem beständigen Schwanken übergeben."

„Und dennoch!" rief der Maler, „hob sich zusehends der Flor. Die Ernten wurden durch die Anwendung mancher trefflichen Erfindung und durch die goldene Lehre der Wissenschaft des vervollkommneten Ackerbaues, wie auch durch die häufige Urbarmachung öden Erdreiches und durch Verpflanzung nützlicher Gewächse von Erdtheil zu Erdtheil reicher und ergiebiger. Schon der Kartoffelbau allein sicherte vor gänzlicher Hun-

gersnoth; der vermehrte Weinbau gewährt in gesegneten Ländern dem Landmann und Handwerker, wenigstens an Festtagen, einen Labetrunk, und der Luxus der Reichen bot von jeher eine strömende Nahrungsquelle für die Armen."

„Minder wohlthätig wirkte er aber auf Sitten und Charakter, zumal in den großen Städten, in diesen Treibhäusern und Tummelplätzen aller Leidenschaften und Lüste, wo sich Armuth und Reichthum in den grellsten Gegensätzen berühren, und wo die giftig und reichlich aufwuchernden Pflanzen des Uebermuthes, der Niederträchtigkeit, der Rechtsverachtung, der Völlerei, des Neides und der Wegwerfung des eigenen Ichs erzeugt werden. Tugend und edle Sitte blieb fast ausschließlich nur in dem glücklichen Mittelstande, während in der Höhe und in der Tiefe sündliche Verworfenheit gährten. Erst gegen das Ende des Zeitraumes der neuen Geschichte begann wieder das Wehen eines edleren Geistes, des Geistes der Freiheit und der Humanität! Wunderschnell sieht man die herrlichsten Früchte reifen. Dieser Geist war der Hauch der Wissenschaft, deren unermüdliche, stille Forschung einen überschwenglichen, von Geschlecht zu Geschlecht sich mehrenden Schatz der Erkenntniß zu Tage förderte, und ihr Licht in alle Menschenklassen ausströmen ließ. Wunderthätig heilte sie die Wunden der Kriege und andere Schäden und andere Sünden! Sänftigung gab sie den Sitten, Reiz den Genüssen, Linderung den Mühen; sie verviel=

fältigte die Berührungen unter der Gesellschaft, milderte die oft so grellen Ungleichheiten und setzte hoher Geburt, Geisteshöhe anerkennend an die Seite. Wenn man bedenkt, wie viel Großes sich ergab seit der Bücherpresse! Belehrungen über Religion, Wissenschaft und Geschichte wanderten von Hand zu Hand, von Hütte zu Hütte. Ja, man muß bekennen, die Zeit in der wir leben, ist eine großartige, eine schöne! und wenn auch jetzt noch mitunter finstere Umtriebe geschehen, die dem Arbeiter das Leben schwer machen, wie zum Beispiel der verpönte Kornwucher und noch manches Andere, so wollen wir hoffen, daß die Vorsehung, die stets über der Erde wachte, und die allein die Kraft des Glaubens und die Anhänglichkeit an Fürst und Vaterland befestigte, daß diese heilige Kraft auch die düstern Flecken unserer Zeit noch verwischen werde."

„Ja, hoffen wir das!" stimmte der Maler mit frommem Wunsche bei.

Ein dumpfer Donner rollte über die Berge hin. Beide erhoben die Köpfe und sahen viele an einander gethürmte Gewitterwolken, gleich einem fliegenden Drachen, durch die Lufträumen schweben. Die Sonne verfinsterte sich und eine ungewisse Helle, wie bei Vollmondsnächten, ließ die Berge plötzlich in einem schwefelartigen Lichtgrau erscheinen. Noch wehte kein Lüftchen und doch war der Orkan seinem Ausbruche nahe. Als Freunde der Natur freuten sich die Beiden auf das im Ge-

birge stets immer erhabene, gewaltige Schauspiel eines Hochgewitters, und da ihnen eine überhängende Felsenwand, an welche die grüne Alpe stieß, hinlänglichen Schutz vor dem Regen bot, so lehnten sie sich mit dem Rücken gegen das schroffe Gestein und erhoben die Blicke zum Gewitterhimmel.

Siebentes Kapitel.

Das Hochgewitter im Gebirge.

Immer mehr und mehr schwärzte sich der Himmel; immer höher und höher thürmten sich schwarze und schwefelgraue Wolken auf einander. Gleich dem tückischen Blinzeln eines Menschen zuckte der Blitz auf verschiedenen Stellen durch die dumpfe Gewitterluft. Das Gebrülle des Donners hallte aber nur von den über einer Bergfirne aufeinander gethürmten Wolken herab, während sich in Osten und Westen Gewitter zusammen zogen.

Die ganze Natur sah so sonderbar aus, als beschaue man sie durch düstere, blaue Brillengläser.

Die Beiden, die an der Steinwand lehnten, vernahmen jetzt plötzlich, als der Donner schwieg, ein heftiges Schelten und das was sich nun zeigte und ereignete, gab Beiden neuen Stoff für ihr verwandtes Fach.

Ein langer, breitgeschulteter Gebirgler trug einen Reisenden auf dem Rücken einen steilen Pfad her-

auf. Ein anderer Gebirgsbewohner war mit einer Menge Taschen und Bündel beladen, die der auf dem Rücken des Erstern Kauernde zu einer Lustpartie in die Berge mitgenommen; außer den Beiden folgte dem der sich tragen ließ ein Diener in Livree; auch dieser war wie ein Lastthier bepackt.

„Hier ist also," schrie der Reisende, der Rock und Hosen aus Nankin und einen Florentinerstrohhut trug, „keine Sennhütte und nicht ein Mal ein verwünschter Kuhstall anzutreffen!"

„Nein, lieber Herr," antwortete der Gebirgler, der ihn trug, und setzte den Herrn ab; denn der schwindelerregende Pfad war passirt.

„Ja verwünschter Kerl," polterte der junge hagere Reisende, „ich soll also hier unter freiem Himmel das Gewitter aushalten?"

„Da wird halt schon nichts Anderes übrig bleiben," meinte der Gebirgler.

„Nichts anderes übrig bleiben? — nichts anderes übrig bleiben?" wiederholte in steigender Gereiztheit der in seinem zeisiggelben Gewande. „Ja infame Personage, ich soll mich also von dem Gewitter anregnen und vielleicht gar anschlossen lassen?"

„Ich glaube, daß es das Wetter nicht gar so grob machen wird," lautete die Antwort.

„Es wird aber doch regnen? wie! — was?"

„Ja freilich, will's glauben."

„Und noch dazu tüchtig," ergänzte der andere Gebirgler.

„Ja, Euere Unverschämtheit geht ja in's Fabelhafte," rief jetzt der Reisende, die dürren Hände in die schlanken Hüften stützend, „ich will aber nicht naß werden."

„Deßwegen haben's aber auch vier Parasol mitgenommen," sagte der Wegweiser, der den jetzt Scheltenden vorhin den steilen Weg heraufgetragen hatte.

„Pa—ra—sol?" — Was ist das? kauderwelscher Chinese!

„Ich meine die vier Dacheln" — er zeigte auf die vier Regenschirme, die der Bediente des reichen Reisenden trug.

„Was hilft ein Regenschirm?" polterte der weichliche junge Mensch. „Ich werde doch naß werden und mich erkälten. Die Pest auf die verwünschte Partie."

„Wenn's nicht naß werden wollen, so dürfens ja nur noch hundert fünfzig Schritte vorwärts thun. Sehen denn Euer Gnaden nicht die Steinwand, die sich oben krümmt und ein Dach bildet? Stellen Sie sich nur da drunter, dann werden's gewiß nicht naß, und Parasol sind ja dann auch noch da."

„Ja Schlingel, wie kannst du denn so etwas rathen? Die Steinwand hängt ja so quer über, daß sie bei jeder Erschütterung zusammen stürzen kann."

„Sie hat aber bis jetzt noch immer g'halten."

„Ist das eine Folge, daß sie dann immer halten wird? Kann sie nicht ein Mal einstürzen?"

„Möglich wär's, aber ich glaub's nicht. Wenn Euer Gnaden ein guter Christ sind, so hält auch die Wand über ihrem Kopf. Ueberdieß stehen ja schon zwei Reisende dort unter." Bei diesen Worten zeigte der Gebirgler nach der Steinwand, an welcher er erst jetzt den Maler und den Schriftsteller lehnen sah, die zu ihrer nicht geringen Belustigung Alles mit angehört hatten.

Der im Nankinanzug hielt die flache Hand über die Augen, und zu seinem Bedienten gewendet, flüsterte er: „Rasch meine Pistolen!"

„Zu was denn Herr?" fragte einer der Gebirgler.

„Zur Vertheidigung, Gimpel!" entgegnete der Reisende, eine Pistole spannend, die ihm der Diener reichte.

„Ja, wer will Ihnen denn etwas zu Leid thun?"

„Die zwei bärtigen Geschöpfe kommen mir verdächtig vor," entgegnete der Fremde, auf den Künstler und auf den Schriftsteller deutend. „Nähert euch und untersuchet, ob sie keine Flinten bei sich haben."

„Ach, Du lieber Gott, das sind ja Maler, die kein Kind beleidigen," meinten die Gebirgler.

Der im Nankinkleide gab es zu, meinte aber, man müsse vorsichtig seyn, bevor man nicht die direkte Ueberzeugung gewonnen. In diesem Augenblicke riß ihm ein heftiger Windstoß den feinen Florentinerhut vom Kopfe und wehte denselben, unter fortwährendem radförmigem Umdrehen, einem Abhange zu. „Mein Hut!" schrie

der Fremde schmerzlich auf, doch bei diesem Rufe verschwand der Gerufene im Abgrund. Seine Wuth kannte nun keine Grenzen mehr, und selbst dem Künstler und dem Literaten, die jetzt herzu traten, gelang es nicht, den Jammernden über den eben erlittenen Verlust zu trösten.

„Sehen Sie meine Herren!" rief er, „ich kaufte diesen Hut in Florenz, und abgesehen von dem was er mich kostete, wie auch von dem feinen Geflechte, saß er mir federleicht auf dem Kopfe, und schützte mich besser als ein Schirm vor dem Brand der Sonne. Nach all' dem, was ich Ihnen hier eben sagte, werden Sie begreifen, daß ich diesen Hut wieder haben muß und wäre er selbst in die Hölle gefallen! „Wer von euch Beiden," wendete er sich zu den Gebirglern, „mir meinen Hut wieder bringt — dabei zog er seine Börse — der erhält einen Dukaten!"

Der Eine schüttelte den Kopf; denn bei den rasenden Windstößen zu dem steilen Abhange nieder klettern, in welchem der Florentinerhut lag, das schien ihm denn doch zu gewagt, zu halsbrecherisch. Der Andere aber, der um einige Bezahlung den Fremden auf dem Rücken zu der hochgelegenen Alpenmatte herauf getragen hatte, schritt sogleich an den schwindelnden Rand des Felsens vor.

„Seid Ihr wahnsinnig Mann!" rief da der Künstler, ihn mit Gewalt von der gefährlichen Stelle wegziehend.

„Wollet Ihr dem Tode in den offenen Rachen klettern? Der Sturm wird Euch hinunter stürzen, Ihr werdet zerschellen!“ warnte der Schriftsteller.

„Meine Herren,“ sprach da der Mann, entschlossen den Hut zu holen, „ich stieg mein Leben lang in den Bergen herum, und ist's auch nicht leicht da hinunter zu kommen, so werde ich mich doch in Acht nehmen und ich glaube es wird mir nichts passiren.“

„Ihr glaubet es, aber Ihr wisset es nicht gewiß! Bleibt, lasset Euch rathen,“ bat der Künstler.

„O Herr, es gibt einen Dukaten zu verdienen, und den verdient ein armer Hausvater, von dem Weib und Kinder täglich Brod verlangen, gerne.“ Diese Worte sprach der Gebirgler in trauriger Betonung. Die beiden jungen Männer, die der Reisende noch kurz zuvor für Banditen hielt, wechselten einen Blick edeln Einverständnisses und erklärten sich bereit, ein Paar Gulden zusammen zu legen, wenn der arme Mann den Hut nicht hole.

„Ich bezahle aber eine Louisdor!“ rief der reiche Fremde, der sich von seinem federleichten Hute nun ein Mal nicht trennen wollte, und gar nicht erwog, daß er an seine Bequemlichkeit das Leben eines armen Familienvaters setze. Während ihm nun der Maler und der Schriftsteller ernstliche Vorstellungen machten und sein Begehren so strenge tadelten, als es dasselbe verdiente, stieg der arme Mann, beseelt von der freudigen Hoffnung eilf Gulden

zu verdienen, trotz des immer heftiger tobenden Sturmes an der steilen Wand hinab.

Grauen und Entsetzen erfüllte die Beiden, die ihn gewarnt, als sie ihn so steigen sahen. Oft glaubten sie jetzt müsse er stürzen; denn einige Mal löste sich unter seinem Tritt ein Stein ab, den Abgründen zukollernd. Mit Gedankenschnelle stand aber der rüstige Kletterer gleich wieder auf einer andern Stelle und erreichte so den gähnenden Schlund. Nach kaum minutenlanger Ruhe machte sich der schwindelfreie Steiger wieder auf die gefahrvolle Bahn, und ehe noch das Gewitter völlig ausbrach, langte er mit dem Hut auf der Alpenmatte an. Seine Hände wie die nackten Kniee waren von dem hin und wieder scharfen Gestein blutig gerissen. Der Mann achtete aber diesen Umstand nicht, und steckte überglücklich die verheißene Louisdor in die Tasche.

„Ich bitte den Hut jetzt fest aufzusetzen," sprach der Maler zu dem Reisenden; denn nicht immer möchte der wackere Mann von einem derartigen Wagestück wiederkehren.

Mit finsterm Ernst blickte der Schriftsteller in die Züge des geckenhaften Fremden, der sich weit mehr aus seinem Hute, als aus einem Menschenleben zu machen schien.

In den wetterumzogenen Höhen blitzte und krachte es, als habe der Himmel die Vernichtung der Erde beschlossen, und mit den Worten: „Da läuft man Gefahr von einem Blitz erschlagen zu

werden!" starrte der Fremde in die Luft, durch welche der Sturm Blätter, Sandstaub, abgerissene Blumen und Blüthen jagte. Nun rauschte auch in Strömen der Regen nieder. Der Künstler und der Schriftsteller traten unter die schützende Steinwand, der Fremde aber, der den Einsturz derselben scheute, setzte sich scheltend auf den Grasboden nieder und befahl, daß man die Schirme über ihm und über dem Gepäcke ausbreite. Seinem Willen wurde ungesäumt Folge geleistet; und während sich vier Schirme über ihn und über das Gepäcke neigten, wurden der Bediente und die beiden Gebirgler, schon während einiger Sekunden, bis auf die Haupt durchnäßt.

Der Künstler zog sein Skizzenbuch aus der Tasche, und zeichnete die sonderbare Gruppe auf; der Andere schrieb in sein Notizenheft etwa zehn Zeilen ein.

Endlich ließ der Regen nach. Die schwersten tief herab hängenden Wolken waren mit dem Sturme verschwunden, der Himmel aber blieb trübe und schien sich zu anhaltendem Regenwetter einrichten zu wollen.

Aller Orten rieselte, rauschte und plätscherte es jetzt von den Bergen und Höhen nieder, und wie Busch und Baum, so trieften auch die Kleider der drei vom Regenwasser, die während des vollen Ausbruches des Gewitters die Schirme über den reichen, jungen Herrn gehalten hatten. Dieser schien sich darüber weidlich zu ergötzen und es war ihm nur um das Gepäck leid, das an die durchnäßten

Gewänder im Weiterbefördern angedrückt werden mußte.

„Ich werde nach München zurück kehren,“ sprach er sinnend, mehr zu sich selbst als zu den Andern, „denn während der Regentage im Gebirge seyn, das ist das Taurigste und Erbärmlichste, was ich nur immer kenne!“

Die Beiden, durch gegenseitige Mittheilung befreundet, meinten, sie werden es auch so halten, und der reiche Reisende lud sie ein, für die Nacht seine Gäste zu seyn.

Gefiel auch den Beiden die Persönlichkeit dieses Herrn wenig, so nahmen sie doch seine Einladung in der Hoffnung an, noch manche Skizze zu gewinnen.

Ihre Erwartung wurde auch wahrlich nicht getäuscht, denn der junge Reisende, den sein durchnäßter Bedienter gar respektsvoll Gnaden nannte, ließ sich, so oft der Pfad nur etwas rauh wurde, von dem Gebirgler tragen, der ihm den Florentinerhut aus der schwindelnden Tiefe geholt hatte. Um sich an den nassen Kleidern desselben nicht zu beschmutzen, wickelte er sich vom Fuß bis zum Kopfe in einen langen weiten Shawl ein, so daß er mit seinem Antlitz, das nicht die leiseste Spur eines Bartes zeigte, die Länge abgerechnet, einem Wickelkinde nicht unähnlich sah.

In der Tiefe in einem von Fremden vielbesuchten Gasthause angelangt, ließ er für sich und für die zu Tisch Geladenen ein eigenes Zimmer auf-

sperren, und ehe eine Stunde verging, wurden Forellen, Krebse, Wildpret und noch mancher leckere Fisch, theils gesulzt, theils in Sauce, aus dem majestätischen Bartholomäussee aufgetischt. Guter Wein, Kirschen und Erdbeeren fehlten nicht. Der reiche junge Mensch hatte aber über Alles etwas auszusetzen. Der Wein, gut, klar und rein nach der Traube schmeckend, war nach seiner Meinung geschmiert. Die Saucen nannte er unschmackhafte Brühen und selbst die Früchte, frisch wie sie die Natur bietet, waren ihm nicht recht. Fortwährend scheltend aß er aber auch ohne Unterbrechung, so daß sich seine Gäste einer launigen Bemerkung nicht enthalten konnten.

„Ja, mein Gott, was kann man machen," lachte da der verwöhnte Feinschmecker; „wenn nichts Besseres da ist, muß man zugreifen, besonders wenn man eine so strapaziöse Tour gemacht hat."

„Die Strapazen meine ich, waren für Sie nicht eben sehr angreifend," lächelte der Schriftsteller; „denn Sie ließen sich ja, so oft der Weg etwas mühselig wurde, stets von dem starken Führer tragen."

„Und glauben Sie, daß ich dabei nichts ausstand? Ich versichere Sie, meine Herren, ich sitze lieber auf dem Rücken eines ungesattelten, klepperdürren Gaules, als auf dem dieses abgearbeiteten Burschen. Der Kerl hat überall Knochen so hart wie Stein, und seine Muskeln fühlen sich an wie Eisen; auch packten mich seine tatzenartigen Hände, wenn er

mich bei gefährlichen Stellen fest an sich zog, als wolle er mir die Beine ausreißen; kurz die ganze Geschichte war für mich eine Marter!"

„Ich denke," sprach der Künstler, „daß es dem armen Manne eben auch gar sauer wurde, mit der Last Ihres Leibes beschwert, die rauhen und oft gar steilen Höhen und Tiefen zu gewinnen."

„Ei, meine Herren, reden Sie mir nicht von den an alle armseligen Lumpereien gewöhnten Leute. Solche Menschen sind auf Ehre wie Lastthiere, die sich gerne alles Mögliche aufbürden lassen, wenn man sie nur gehörig füttert! Es ist ein dummes Volk, das, wie Sie selbst zu beobachten Gelegenheit hatten, um einige lumpige Gulden den Hals zu brechen riskirt."

Schon schwebte dem Künstler ein schweres Wort auf den Lippen, da er aber den nicht geradezu beleidigen wollte, der ihn und den Gefährten so gastfreundlich eingeladen, so schlukte er die bittere Bemerkung nieder.

Der Schriftsteller aber konnte nicht schweigen; er faßte den jungen Menschen, der, während er sprach, immer an den Speisen bald hier bald dort zupfte, ernst aber nicht beleidigend in's Auge, und sagte: „Nicht aus Lust zu tollkühnen Wagnissen hollte Ihr Führer aus dem tiefen, jähen Schlund Ihren bequemen Hut, und hätte er, als Sie eine Louisdor boten, nicht des Weibes und der Kinder gedacht, so würde er wie der Andere zurück geblieben seyn."

Der Fremde meinte, gerade an Weib und Kinder denkend hätte er, wenn er anders wacker und gefühlvoll wäre, zurück bleiben müssen.

„Und ich verbürge," fiel ihm der Schriftsteller in's Wort, „daß dieser Mann um auf einen Monat Brod in's Haus zu schaffen die gefährliche Bahn betrat. Er that's aus Liebe für Weib und Kind! Seine Worte, als wir ihn warnten, beweisen mir das."

„Das wäre sehr gefühlvoll für einen armen, dummen Bauern."

„Sprechen Sie," mischte sich jetzt der Künstler in's Gespräch, „den armen Leuten doch nicht Gemüthestiefe und warmes, aufrichtiges und inniges Gefühl ab. Mein Herr, ich versichere Sie, daß ich oft in dem Gesichte eines armen von den Mühen des Tages müden Arbeiters, der im Schatten sein Brod verzehrte, während ihm noch der Schweiß an der Stirne perlte, so viel Edles, Frommes, Schicksalergebenes und Liebevolles las, daß ich mich nicht enthalten konnte, solch einen Kopf aufzuzeichnen und wohl gar auch zu malen."

„Das habe ich noch nie bemerkt," lachte der Fremde, „und da ich ein großer Liebhaber von Gemälden bin, so werden Sie mich verbinden, wenn Sie mir ein Mal mit der treuen Abbildung eines solchen Arbeiters aufwarten. Ich verspreche im Voraus das Bild zu kaufen und den Preis dafür zu bezahlen, den sie rechtlich fordern können. Auch

verspreche ich Ihnen jenem Armen, in dessen Gesicht Sie so viel Edles vereinigt finden, eine ansehnliche Unterstützung zu übermachen, wenn sein Gesicht dem gleicht, welches Sie malen und wenn sein Leumund auch dem entspricht, was Sie in seinem Gesichte lesen wollen!" Dabei bezeichnete der reiche Herr, der an edel aussehende Arme gar nicht glauben, und sich unter einem Noth Leidenden immer nur eine häßliche Gestalt, mit plumpen groben Zügen, verworrenen Haaren, schmutzigem und zerfetztem Gewande, denken konnte, dem Maler genau, in welcher Strasse und in welchem Hause er in München wohne; auch sagte er ihm wie lange er sich noch dort bei seiner alten Tante aufzuhalten gedenke.

Der Maler nahm freudig diesen Vorschlag an, der ihn eines Theils mit dem der ihn machte versöhnte, weil er daraus nur allzudeutlich ersah, daß sich dieser junge Mensch, der die meiste Zeit in großen Städten gelebt, Armuth ohne Laster und Gemeinheit gar nicht denken konnte.

Es wurde ein Zeitraum verabredet, in welchem der Künstler ein solches Gemälde nebst dem Original vorzustellen versprach. Der im Nankingewande gab sein Ehrenwort als Cavalier sein Versprechen zu halten, und die Unterhaltung drehte sich noch lange um Reiche und Arme, die sich gegenseitig oft hassen und verachten, weil sie, von Vorurtheilen befangen, einander zu wenig kennen und weil keine Partei der andern etwas Gutes zutraut.

Zwölf schlug's als sich endlich die Gesellschaft trennte. Als am nächsten Morgen der Künstler und der Schriftsteller von ihren lieben Bergen schieden, rüstig auf der Strasse fortschreitend, die 'gen München führte, so meinte der Schriftsteller, man habe dem Hochgewitter, das sie mit dem reichen Fremden zusammen geführt, wirklich etwas zu danken; denn wenn auf diese Weise ein würdiger armer Hausvater, oder eine brave Hausmutter, eine namhafte Unterstützung bekommen sollte, so wäre gewiß dieser Zufall zu segnen.

Daß sein neuer Freund, der Maler, unschwer ein der Verabredung gleich kommendes Antlitz finden werde, daran zweifelte er keinen Augenblick, und die Flecken und Dörfer durchschreitend wurde jedes Gesicht gemustert, jeder Zug geprüft.

Achtes Kapitel.

Achtzehn schwere Tage.

Als Franz der Maurer auf der Schwaige anlangte mußte er, ohne irgend einen Zuträger und Gehülfen, die mühsamste Arbeit verrichten. Immer kommandirte ihn der Gutsbesitzer und nannte den fleißigen Arbeiter nicht selten einen faulen Tagdieb, der immer in die Luft schaue, um zu sehen, wo der Wind herwehe oder wohin die Vögel fliegen.

Der Maurer ertrug diese unverdienten Kränkungen mit Gleichmuth und mit würdevoller Ruhe. So oft aber ein Tag um war, sprach er leise zu sich: „Gott, ich danke Dir!“ und suchte das ihm angewiesene Nachtlager in der Scheune.

Samstag Abends war der Kornboden und das Dach so weit fertig, daß das Getreide aufgezogen werden konnte. Diese Arbeit hatte der Maurer mit den Knechten am Sonntag zu thun, an welchem er arbeiten mußte wie an den Werktagen. Um aber doch eine Messe zu hören, ging er morgens um vier

Uhr nach einem benachbarten Kirchdorfe. In die Schwaige zurückgekehrt, machte er sich nun an die Arbeit; es that ihm wehe, als er sah, wie man nun den Segen der Felder hoch unter dem Dache mit hölzernen Schaufeln umkehrte und untereinander arbeitete, wodurch wenn es oft geschieht, der Zuckerstoff aus den Getreidekörnern gedrückt wird, so daß nicht viel mehr als die Kleie bleibt; deßhalb das oft so schlechte, rauhe, unschmackhafte Brod.

Fast bis der Mond aufging währte diese Arbeit. Endlich waren die untern Räume der alten Kirche leer, und in folgender Woche sollte der Maurer nun auch hier die nöthigen Reparaturen vornehmen.

Die ganze Woche über hatte der arme Mann nichts Warmes gegessen. Gestockte, abgeraumte Milch und ein Brod, so schwarz wie Torferde, hatten ihn genährt. Mit Schrecken fühlte er wie wenig ihm diese Kost zusage; seine Hand hatte oft gezittert, wenn sie den schweren Maurerkübel hob. Auf dem Dache herum kletternd, war es ihm unter dem Brande der Sonne fast übel geworden, und die Schlaffheit des Magens that sich durch vieles Gähnen kund.

„Ach Du lieber Gott! wahre mich doch vor Krankheit!“ bat er nach seiner Schlafstelle gehend; ermüdet von der den Sonntag entheiligenden Arbeit, ließ er sich dort auf das Heu fallen, wo er auch allsogleich in tiefen Schlaf versank.

War auch die Lagerstätte weich genug, so war

doch der Geruch ein ungesunder, der Uebligkeit und Kopfweh erzeugte. Der arme Mann fühlte auch wirklich, so oft er des Morgens aufstand, einen stechenden Schmerz in den Schläfen, und von dem glühenden Staube den er einathmete war seine Kehle wie ausgetrocknet. Um das Maaß des Unangenehmen voll zu machen gab es auch ringsum keinen Tropfen guten Wassers; das, welches die Brunnen der Schwaige enthielten, war mehr grünlich als weiß, roch übel und führte nicht selten kleine Würmchen mit sich. Es war sonach jeder Sträfling im Arbeitshause ungemein besser versorgt, wie dieser rechtliche arbeitsame Familienvater, der während seines ganzen Lebens kein Kind betrübt und keinen Menschen um einen Heller betrogen hatte. Die Ermüdung und Entkräftung ließ ihn zuweilen stundenlange keinen Schlaf finden. Er kehrte sich von einer Seite zur andern und gähnte und wischte sich den Schweiß von der Stirne. Nächtlicher Weile sehnte er sich nach dem Tage und kam die Sonne und mit ihr die Hitze, so wünschte er den Mond und die Kühle herbei, die er aber in dem glühenden Heu nicht fand.

Wie wohl hätte diesem müd und matt gearbeiteten Menschen eine kräftige Suppe, ein Stück Fleisch und eine Maaß frischen Bieres gethan? —

Täglich aß der dickleibige Schwaigbesitzer, unter dem Schatten eines Lindenbaumes, Gesottenes und Gebratenes, so viel nur in seinen Wanst hinein

ging; mit sichtlichem Behagen trank er sein Bockbier dazu, das er in beträchtlichem Quantum unter dem Verschluß gutgestopfelter Flaschen in dem kühlen Sande des Kellers aufbewahrte. Jene Bissen welche sein Fanghund erhielt hätten den armen Arbeiter hinlänglich erquickt, ihn, der vor Magenweh gähnte. Der dicke Wucherer aber dachte nicht entfernt daran, ihm etwas von dem reichlichen Mahle abzugeben.

„Er muß glauben, er sei im Himmel!" rief er ein Mal dem Maurer zu. „Von der Schuld frei werden, die Seinen geborgen wissen, und hier für nichts zu sorgen haben, das ist doch nicht schlecht!" Dabei verspeiste er ein fettes Gansviertel.

Der Maurer antwortete nicht, was den Schwaigbesitzer zu der Frage veranlaßte, ob ihm hier vielleicht etwas abgehe.

„Am Sattessen nicht; aber immer und immer kalte, gestockte Milch, das lieber Herr, sagt mir nicht recht zu."

„Will's glauben," lachte da der Dicke; „Er möchte halt essen wie unser einer, und hat es wahrscheinlich früher so getrieben, deßwegen hat er Schulden machen müssen und mich nicht bezahlen können."

Der fleißige Arbeiter fand es nicht der Mühe werth, ein Wort zu entgegnen. Emsig schwang er seine Kelle, und unter seiner rührigen Hand bekamen auch bald die untern Räume der alten Kirche ein neues Aussehen.

So ging die Sache Tag für Tag. Der arme

Maurer hörte das Kleppern und Klingen der Thaler und Guldenstücke, die der Wucherer immer fleißig überzählte, sah ihn verschwenderisch, und die Dienstboten kräftig und gut essen, ihm allein aber blieb die Mühe, der Schweiß, der schlechte Magen und das wunde, kummererfüllte Herz! Merklich spürte er das Abnehmen seiner Kräfte, und wenn er zufällig ein Mal in einen Spiegel blickte, so erschrack er vor der Blässe seines Gesichtes.

Endlich nahte die Erlösung. Noch drei Tage! und die Marter war vorüber. —

Das Wetter war trübe und regnerisch. Grau und schwer zog das Gewölke am Himmel hin, und die Fähnlein der Schwaige zeigten sämmtlich schlechten Wind.

In der alten Kirche, die jetzt zu dem Kornspeicher eines wucherischen Getreidehändlers herabgesunken war, war die Arbeit vollendet, und der Maurer hatte nur noch hier und dort eine kahle Mauerecke zu bewerfen.

Da sprach plötzlich wieder jener Maler auf der Schwaige ein, der hier vor etwa vierzehn Tagen ein Glas Milch getrunken und etwa eine Stunde darauf in dem nahen Wäldchen den Besitzer dieses weit ausgedehnten Grundeigenthums mit der Unterschrift: „Kornwucherer“ in sein Skizzenbuch gezeichnet hatte.

Wie damals begehrte er auch jetzt für Geld und gute Worte ein Glas Milch, und setzte sich auf

eine Bank, die unter einem schattigen Lindenbaume den Müden zur Ruhe einlud. Das Stück Schwarzbrod, das ihm zur Milch gereicht wurde, theilte er wie das erste Mal mit den Enten, Gänsen, Perlenhühnern und mit einem stolzen Truthahn. Dann versank er in träge Ruhe, während welcher die Erlebnisse der jüngsten Begebenheiten durch seinen immer regen Geist hinzogen.

Jetzt ertönte die Hausglocke. Sie rief die Dienstboten zum Mittagessen; müde ließ der Maurer die Kelle sinken, zog die kalkbespritzte Mütze vom Kopfe, faltete die Hände und betete leise; dann setzte er sich etwa vierzig Schritte dem Maler gegenüber unter einen Baum in das weiche Gras hin. Eine dicke Magd brachte ihm sein Mittagsmahl, wie immer aus einem Stück Brod, so schwarz wie Torferde und aus abgeraumter, kalter, gestockter Milch bestehend. Mechanisch streckte der Mann die Hand zum Empfange dieser Kost aus, die ihn anwiderte. Er nahm einige Löffel voll, setzte dann die erdene Schüssel vor sich nieder und deutlich sah man, daß Hunger und Eckel mit einander stritten.

Der sonst so starke Mann sah jetzt in Wahrheit ungemein leidend aus. Mit inniger Theilnahme blickte der Maler nach ihm hin, und je länger er in seine Züge schaute, die, neben schweren Leiden und Sorgen, das Gepräge frommer Duldung, ohne ein Gemisch von Bitterkeit und Groll gegen Glückliche,

zeigten, je mehr Interesse gewann er an diesem in seiner Art so ausdrucksvollen, männlich schönen Geschichte. Er nahm sein Skizzenbuch aus der Reisetasche und fing an zu zeichnen.

Schüchtern erschien da hinter der Mauerecke eines der Oekonomiegebäude, um welches sich der Fahrweg wand der zu der Schwaige führte, ein Knabe von etwa neun Jahren. Die kurze Jacke, die er trug, wie seine gestreiften Sommerhosen waren abgetragen, sorgfältig aber geflickt und im Ganzen reinlich. Seine bloßen Füße waren bestäubt und ein zerknitterter, grober Strohhut deckte seinen Scheitel. Als er diesen abnahm, um sich den Schweiß von der Stirne zu trocknen, wurden halb lange, dunkle, sorgfältig gescheitelte und gekämte Haare sichtbar, und über sein Skizzenbuch wegblickend wendete ihm der Maler seine volle Aufmerksamkeit zu.

In dem sonnenverbrannten Antlitz dieses Kindes lag ein seinem Alter nicht entsprechender Ernst; wohl blickten seine Augen frei, nicht aber so froh wie die der sorglosen Jugend in die Welt hinein; kurz der Knabe, offenbar armer Leute Kind, war für den Maler in Form, Ausdruck und Haltung interessant.

Der Knabe schien irgend Jemand zu suchen an den er eine Frage zu stellen gedachte. Kaum erblickte er aber den Maurer, der recht trübe unter dem Baume saß und in die Schüssel starrte deren Inhalt ihn anwiderte, so schwand die Schüchternheit,

und mit dem Ausrufe: „Mein Vater! mein lieber Vater!“ sprang er zu dem Arbeiter hin, der, seinen lieben Joseph erkennend, die Arme ausbreitete und ihn an die Brust zog.

Der Künstler machte einen Strich durch die halb entworfene Skizze, schlug um, und ließ nun auf einem neuen reinen Blatt den Stift ruhen.

„Ach Du lieber Gott!“ rief da plötzlich der Knabe den Vater mit Bestürzung anblickend, „wie siehst Du aus! Du bist ja, seit ich Dich nicht gesehen, mägerer und schrecklich bleich geworden!“

„Ich bin die Kost, die man mir hier reicht, nicht gewöhnt,“ gab der arme Arbeiter zurück, und den Knaben auf sein Knie ziehend, sagte er: „O liebes Kind, unsere Wassersuppe, schmackhaft gemacht durch den abgebräuten Zwiebel, mit Schnittlauch und einigem Grünen verkocht, ist ein Festtagsschmaus gegen dem, was ich hier bekomme. Auch ist das Brod, das wir zu Hause genießen, gesund, da aber schaue her lieber Knabe — da verkoste!“ Dabei zeigte der Maurer auf die kalte Milch und auf das von weißlich grünem Moder umrahmte Brod.

Der Knabe nahm einen Löffel voll, verzog die Lippen und sagte: „Die Milch ist sauer.“ Als er aber jetzt das Brod in die Hand nahm, das sich wässerig und schwammig anfaßte, legte er es ohne davon zu kosten nieder, und meinte, der Vater möge halt eine andere Kost verlangen.

„Man gibt mir nichts Anderes gutes Kind!“

„Wie, so hättest Du also, seit Du von uns weggingst, nichts Anderes genossen?“ —

„Diese Kost nährte mich, wird es heute Abend, seit achtzehn Tagen!“

Der Knabe erschrack und wurde bleich wie Schnee. In gerechtem Unwillen rief er: „Das ist unerhört! Das ist schändlich! So mag der Schwaiger seinen Hund füttern!“

„Ei liebes Kind, ich wollte deine arme Mutter hätte das, um wieder zu erkräftigen, was des Schwaigers Hund bekömmt. Ich mußte sehen, wie das überflütterte Thier vor Faulheit liegend, die beste Fleischsuppe um und um beschnoberte und an den schönsten Stücken Fleisch biß und kaute, als habe man ihm Letten in das Maul gegeben.“

„Der Mann kann es ja in der Hölle nicht verantworten!“ rief da der Knabe empört über das, was der Vater gelitten; dann die Hände des herabgekommenen Mannes fassend, sprach er: „Aber Vater, wie konntest Du hier bleiben? weßhalb gingst Du nicht zu uns nach Hause?“

„Wir wären dann ja gepfändet worden?“

„O, um Dich solcher Qual zu entheben, hätte wir Alle, und auch die gute Mutter, heiter unsere Betten hingegeben. Die Mutter schien es aber zu ahnen, daß Dir etwas fehle. Oft, selbst unter Tags betete sie mit uns für Dich. Sie fürchtete, was sie noch nie geäußert, Dein Erkanken und hieß mich deßhalb nach Dir sehen. Das hätte ich nun

freilich nicht geglaubt, Dich so zu finden. Du darfst nicht länger hier bleiben. Darum Vater, laß uns gehen!"

„Ach Kind, ist der heutige Tag um, so schulde ich dem Schwaiger noch einen Gulden zwanzig Kreuzer, was ich erst in zwei Tagen abverdiene."

„So arbeite denn in Gottes Namen noch bis heute Abend. Ich laufe jetzt zur Mutter heim. Sie soll mein Bett versetzen und ein Kissen von ihr dazu geben. Morgen in aller Frühe bring ich den Gulden zwanzig Kreuzer. Gib das Geld dann dem harten Mann und kehre mit mir heim, bevor Du hier erkrankst und wir dann Alle Hungers sterben müssen."

Laut schluchzend zog jetzt der arme Vater seinen wackern, guten Knaben an die Brust, der gleichfalls laut weinte, als er den Erschöpften so tief und gewaltig bewegt sah. Lange und schweigend blickten sich dann die Beiden in die thränenumschleierten Augen, die allmählich wieder klar wurden, und dieser Moment war es, den der Künstler in seinem Skizzenbuche aufnahm. Er winkte einer Dirne, die über den Hofraum lief und fragte, ob man ihm nicht ein Mittagessen, bestehend aus Suppe, Rindfleisch, Braten oder Mehlspeise für gute Bezahlung zu Recht machen möchte. Auch Bier wünschte er, wenn welches zu haben sei.

„Ei, gegen baar Geld ist bei uns Alles zu haben," lachte die Dirne, „und kommt auch der Herr

erst gegen Abend nach Hause, so kann Euch die Köchin doch Bier und Bock auftischen."

„Nun gut," sprach der Künstler, drückte der Dirne ein Sechskreuzerstück in die Hand und ersuchte sie, die Köchin zu treiben, daß bald etwas zum Vorschein komme, denn er habe Hunger und wünsche große Portionen.

„Sie sollen mit mir zufrieden seyn!" änderte jetzt die Dirne artig den Ton und verschwand gleich darauf im Hause.

Der Maler führte seine Skizze aus und ehe eine Viertelstunde verging, wurde ihm der Tisch unter dem Lindenbaume gedeckt.

„Da wir auf einige Gäste antragen, die der Schwaiger mitbringen wird, so hielten wir schon Alles bereit," sprach die Köchin, in eigener Person die Suppe auftragend, „weßhalb ich Ihrem Wunsche auch ohne langen Verzug entsprechen konnte."

„Sie sind sehr freundlich," entgegnete der Künstler und ersuchte, daß ihm sogleich die sämmtliche Mahlzeit vorgesetzt werde, weil er das so liebe. Neben der Suppe erschien nun allsogleich ein großes Stück Braten mit goldgelbem, schönem Salat, und neben diesem ein Pfannenkuchen mit einer Kruste von Zucker und Zimmet. Daneben setzte man eine Flasche Bock und brachte ihm nach seinem Begehren noch ein Besteck, obgleich man nicht wußte was er eigentlich damit wolle.

Die Zeche, die man dem so sorgfältig bedienten

Gaste machte, überstieg die Norm des ersten Gasthofes; dann ließ man ihn, für die Bezahlung sich bedankend, allein.

„Lieber Mann!“ rief jetzt der Künstler zu dem Maurer hinüber, „thut mir den Gefallen, und setzt Euch mit dem Knaben zu mir.“

Der Angeredete traute kaum seinem Gehör, näherte sich aber und fragte was der Herr begehre.

„Nehmet Platz; das Uebrige wird sich finden!“ lud der Künstler freundlich ein.

Ermuntert durch das leutselige Gesicht des ihm Unbekannten that es der Maurer. Sein Knabe setzte sich ihm zur Seite.

„So, jetzt eßt und trinkt und laßt's euch schmecken!“

„Wie Herr? wir sollten —“

„Essen,“ ermunterte der Künstler den Erstaunten, „und ungenirt zugreifen. Die Mahlzeit ist für euch.“

„Ach Gott, Sie scherzen?“

„Gott strafe den, der mit dem wackern Armen scherzt!“ sprach ernst der Maler, und die rauhe derbe Hand des ihm Gegenübersitzenden fassend und warm und innig drückend, sagte er: „Lieber Mann, Ihr seid wacker und einen Knaben wie ihn Euch Gott geschenkt, wünsche ich einst zum Sohne zu haben. Wische dir die Thränen von den Augen, guter Junge,“ wendete sich der Künstler jetzt zu diesem; „habe Gott vor Augen und liebe und ehre Deine Eltern stets so, wie Du vorhin einen Beweis gabst,

als Du für den Vater Dein Bett zu versetzen versprachst."

„Sie haben also gehört, —?"

„Was zwischen Euch und dem guten Knaben da vorging," unterbrach der Künstler den Arbeiter. „Ja, mir entging keine Silbe, es geschah Euch hier Unbilliges, Hartes! doch jetzt greift zu; ich bitte Euch, das Essen wird sonst kalt."

„Wie! allein sollen wir essen, und Sie?"

„Ich habe schon gegessen als ich mich vor einer Stunde von einem Schriftsteller trennte, mit dem mich eine Gebirgspartie rasch und innig befreundete. Eßt jetzt und schweigt; es ist alles bezahlt, und wenn ihr also etwas zurücktragen laßt, so ist es eure Schuld."

Der wackere junge Künstler erhob sich nun, und entfernte sich von dem Tisch, damit der Vater und sein Knabe ungenirter zugreifen mögen. Scharf beobachtete er aber Beide hinter einem dichten Hollunderbusche stehend.

Es war eine wahre Lust die Beiden essen zu sehen. Das innigste Behagen röthete ihre Wangen, und bald hatten sie die Suppe und den Braten verzehrt. Die Mehlspeise aber zauderten sie zu berühren; die Zucker- und Zimmetkruste däuchte ihnen als für sie zu vornehm, und der Maurer bat, das Gesicht, das sich vortheilhaft verändert hatte, nach dem Künstler gewendet, ob er diese Speise nicht durch den Knaben seinem von einer schweren Krankheit noch sehr entkräfteten Weibe schicken dürfe?

„Ist die Eierspeise kalt, so wird sie Eurer Frau nicht zusagen. Sie wird Magendrücken bekommen und ihr Uebel verschlimmern. Macht daher mit dem Knaben reine Teller und trinkt dann die Flasche leer. Eure Hausfrau soll deßhalb nicht leer ausgehen.“

Als nun auch der Pfannenkuchen verschwunden war und der Maurer Anstand nahm, die Flasche zu entpfropfen, so that es der Künstler; ihm war so wohl im Gemüthe und das Herz schlug ihm so heiter und fröhlich, daß er sich gestehen mußte, wohl zu thun sei die schönste, reinste Lust auf Erden, und ohne den jenseits verheißenen Lohn, belohne sich die Ausübung christlicher Barmherzigkeit schon durch das Gefühl der froh und freigehobenen Brust.

In Kürze ließ sich der wackere Künstler nun den Vertrag erzählen den der Maurer mit dem reichen Besitzer der Schwaige geschlossen, und als er ohne den Mann zu unterbrechen, dessen Stimme jetzt wieder voll und kräftig klang, den schändlichen Handel vernahm, so beschloß er den braven Arbeiter unter Heutigem von seinem Quäler frei zu machen. Tief ergriff ihn auch die Schilderung von der alten, in einen Speicher umgewandelten Kirche.

„Ihr glaubt also,“ fragte der Künstler, „daß Eure Frau wieder völlig genesen würde, wenn sie in den Stand gesetzt wäre eine ihrer Entkräftung angemessene Nahrung zu sich zu nehmen?“

„Ei freilich" versicherte der Maurer. „Täglich eine Maas Bier, und eine kräftige Fleischsuppe, darin ein Stückchen Fleisch reichte hin, sie in Monatsfrist gänzlich herzustellen; denn bei Brod und Wassersuppen ein Kind an der Brust ernähren, wenn man überdieß erst eine Todeskrankheit durchgemacht, das ist beim Himmel zuviel.

„Ja wohl, allzuviel!" stimmte der Maler wehmüthig mit ein. Von dem benachbarten Kirchthurme her läutete es Zwölf, der Maurer dankte herzlich für das ihm erwiesene Gute, nachdem er zuvor mit gefalteten Händen Gott gedankt, und ging dann wieder an seine Arbeit.

Der Knabe sollte heute hier bleiben. So wollte es der Maler, der vorgab, ihn zu zeichnen, was er auch that, indem er nun die zuvor entworfene Skizze noch mehr ausführte und besonders in die Gesichter des Knaben und des armen Vaters eine sprechende Aehnlichkeit legte. Auch den Baum unter dem sich die rührende Scene ereignete, brachte seine kunstgeübte, flüchtige Hand auf das Papier, wie auch die Umrisse der nächsten Gegenstände, beschattet von einem trüben traurigen Himmel.

Der Künstler, der sich mit dem Knaben viel und lange unterhielt, gewann bald die Ueberzeugung, daß der Junge einen scharfen Verstand, eine rasche Auffassungsgabe und eine für sein Alter zum Erstaunen richtige Anschauung besitze. Er gab ihm manche gute Lehre, und so kam der Abend heran.

Als eben die Feuerstunde schlug, stellte sich der Schwaigbesitzer, jedoch ohne Gäste mitzubringen, ein. Die zwei Rappen, die seine Kutsche zogen, waren über und über mit Schaum bedeckt; denn bei ihm mußte es, wie er sich ausdrückte, vom Flecke gehen. Sein Gesicht, und besonders seine Nase waren vom Uebergenuß des Weines, den er jedes Mal in der Stadt zu sich nahm, dunkelroth. Sein Tritt war, als er abstieg, unsicher, und in seinen taumelnden Bewegungen gab er hinlänglich Betrunkenheit kund. Als man ihm im Hause sagte, daß der Herr, der vor etwa vierzehn Tagen die Schwaige besucht, heute hier Mittag gemacht und gut bezahlt habe, so kam er allsogleich herangewackelt.

Der Wein machte den Dicken aufgeräumt, und als er den Fremden gefragt, wie er mit der Bewirthung zufrieden gewesen, und dieser sie lobte, so meinte der Wankende, er wisse schon, daß auf seiner Schwaige immer etwas zu finden sei. Das Gelächter das er dabei aufschlug, wie das Klatschen seiner faisten Hände an seinen dicken Leib, beurkundeten den ächten sogenannten bäuerischen Stolz. Plötzlich fiel da sein Auge auf den Maurer. Er ging von dem Künstler weg, und rief grob: „Für ihn gibt's morgen keine Arbeit mehr! Geflickt hat er nun Alles; wollen sehen, wie lang die Pfuscherarbeit hält! Kann er Futter schneiden?“

„Es wird nicht so schwer zu begreifen seyn,“ meinte der Maurer.

„Nun, wollen sehen," lachte der Grobian; „daß ich aber einem Futterschneider nicht täglich vierzig Kreuzer gebe, das kann Er sich wohl an den Fingern abzählen."

„Aber lieber Herr, um weniger kann ich nicht arbeiten," sprach der Maurer bestürzt.

„Dann laß Er's bleiben. Ich gebe ihm zwanzig Kreuzer, so daß in vier Tagen Seine Schuld vollens abgetragen ist. Will Er aber das nicht, so darf Er mir nur einen Gulden zwanzig Kreuzer auf die Hand zählen und ich werde Ihn keine Minute länger aufhalten."

„Den Gulden zwanzig Kreuzer bringe ich Ihnen morgen heraus," sprach schüchtern der Knabe des Maurers.

„Wem gehört der Bettelbube?" fragte der Dicke.

„Es ist mein Knabe," gab der Maurer zurück.

„Ich bettelte noch nie," wagte der gekränkte Knabe zu entgegnen.

„Halts Maul, Gesindel!" schrie der Trunkenbold. „Herausbringen — Geld herausbringen?" lachte er; „die Unverschämtheit gehe zu weit! Ich habe noch einen Gulden zwanzig Kreuzer gut, und bevor Er mir den nicht bezahlt," wendete er sich zu dem Maurer, „kommt Er mir hier nicht ab!"

„Vierzig Kreuzer mir zu bezahlen haben Sie mit mir verabredet. Rechnen Sie diese auf, und ich bleibe noch zwei Tage. Länger zu bleiben bin ich nicht schuldig."

Jetzt schlug sich der Maler in's Mittel. „Hier ist ein Gulden zwanzig Kreuzer," sprach er. „Der Mann hat nun seine Schuld bezahlt, und wird mit mir nach München gehen." Diese Worte waren in einem Tone gesprochen, der durchaus keine Einsprache duldete.

Der erstaunte Schwaigbesitzer steckte das Geld, das ihm der Maler gab, in die Tasche, bemerkend, daß er nun gegen den Abzug des Maurers nicht das Mindeste einzuwenden habe, nicht aber begreifen könne, wie sich ein so galanter, hübscher Herr um ein solches Gesindel annehmen möge.

Da faßte ihn der Künstler streng in's Auge und fragte: „Sind Sie ein Christ?"

„Dort drüben," lachte der Schwaigbesitzer, indem er nach einem hohen Kirchthurme hinwies dessen vergoldetes Kreuz durch den Abendhimmel hinflimmerte, „wurde ich getauft!"

„Sie sind ein reicher Mann?"

„Die Leute sagen's."

„Und Ihr stolzer Blick wie Ihr inniges Behagen, das sich in diesem Augenblicke in Ihrem Gesichte ausdrückt, beweisen es mir!" sprach der Künstler in immer gesteigertem Ernst. „Der Reiche soll sich des Armen erbarmen, so erheischt es die Lehre unseres Herrn Jesu Christi. Sie aber mein Herr haben diesem Manne wehe, schrecklich wehe gethan! Fürchten Sie den Blitz, der Ihr Besitzthum, und den Schauer, der den Segen Ihrer Felder vernichten kann!"

„Auf meiner Schwaige ist ein Blitzableiter;

überdieß sind die Gebäude in der Feuer- und die Felder in der Hagelassekuranz!" In spöttischem Tone sprach der Dicke diese Worte, und glaubte schon gar pfifig einen Sieg über den unberufenen Frager davon getragen zu haben.

Der Künstler, den die Rede des Wucherers wie eine freche Gotteslästerung berührte, klopfte ihm ziemlich derbe auf die Brust und rief: „Haben Sie auch Ihr Leben assekuriren lassen?"

Diese plötzliche Frage kam dem Dicken freilich etwas unerwartet, und ohne eine passende Antwort zu finden, klotzte er mit blödsinnig halb geöffnetem Munde den Künstler sprachlos an.

„Wohl kann der Mensch, der reiche, begüterte, sich all' seine Habe assekuriren lassen," fuhr da der Maler mit strengem Tone fort, „nicht aber sein Leben, nicht das Heil seiner Seele. Ihrem stolzen Uebermuth macht vielleicht in einer Sekunde ein Blutschlag ein Ende!"

„Ein Blutschlag?" fragte der Dicke bestürzt, der oft an Schwindel litt, und schon ein Mal einen Schlaganfall gehabt hatte.

„Ein Blutschlag," wiederholte der Maler, „oder sonst ein Ungefähr. Assekurirt bleiben dann Ihre stehenden und liegenden Güter für die Erben, Sie aber gehen in dem ungesichertsten, hilflosesten und entsetzlichsten Zustande zu Gott, Ihrem Richter hinüber."

Obgleich der Dicke erschüttert war, und nichts zu antworten wußte, so wollte er sich doch vor dem

Fremden, dem Maurer und dem Knaben keine Blöße geben. Er nahm deßhalb ein dummes Lächeln zu Hülfe, und meinte das Jenseits möge man Jedem selbst überlassen. Hier habe er für sich gesorgt, und Niemand sei im Stande, ihm etwas anzuhaben.

„O man kann Sie an den Pranger stellen!“ rief da der Künstler ihm einen Blick der vollsten Entrüstung und der tiefsten Verachtung zuwerfend.

„Auf den Pranger? — ha, ha! auf den Pranger! Da stellt man Diebe hinauf aber nicht unser einen!“

„Ein Wucherer richtet mehr Unheil an, als ein Dieb und ein Mörder; unter den Schlechtigkeiten der Letztern leiden nur Einzelne, unter denen der Wucherer aber seufzt bange und thränenvoll die ganze Menschheit auf. Der Pranger für solche ist die Zeitung! Lesen Sie öffentliche Blätter und ersehen Sie daraus, wie man sich über die Wucherer und Kornkipperer ausspricht.“

„Bevor Sie,“ fuhr da der Dicke zornig auf, „so mit mir reden, müssen Sie mir den Wucher beweisen! denn wenn Sie glauben, daß Sie zu schimpfen berechtiget seien, weil Sie den Faullenzer da auslösten, — er zeigte auf den Maurer — und einen lumpigen Gulden hier verzehrten, so bin ich schon so frei, Ihnen das Gegentheil zu beweisen!“

„Wer hinter Schloß und Riegel den Segen der Felder in so theurer, harter Zeit, aufschichtet um das Steigen der Getreidepreise, um das Wachsen des Elends noch zu verhöhnen, der ist ein Wucherer!“ — rief

jetzt der Künstler gar laut und zornig; denn der infame Ton des Dicken jagte ihm allmählig die Galle in's Blut. Als er vom Aufschichten des Getreides hinter Schloß und Riegel sprach, zeigte er nach der alten, entheiligten Kirche, und als er den Wucherer die Farbe wechseln sah, so nahm er rasch sein Skizzenbuch aus der Tasche, blätterte und hielt ihm dann dasselbe vor.

Vor Zorn fast berstend, sah sich nun der Dicke zum Sprechen ähnlich abcontrefait; der Künstler kümmerte sich um seine Wuth nicht, er lachte ihm in das aufgedunsene Gesicht und sagte: „Wenn mir nun mein Freund, ein Literat, der die Feder gar gut zu führen versteht, einen geeigneten Text zu diesem Bilde schreibt, so denke ich doch, daß für Sie so etwas wie Pranger heraus kommen dürfte; und nun Adieu; Gott bessere Sie!"

Scheltend und über die Pinsler und Federfuchser, wie er die Maler und Schriftsteller nannte, fluchend, schwankte der Trunkenbold in das Haus.

Diese Scene entschädigte den armen Arbeiter für die hier in Mühe, Schweiß, Entbehrung und Kränkung verlebten achtzehn Leidenstage. Selbst seinem Knaben erweiterte sich bei dem Kapitel, das der Künstler dem Wucherer las, die kleine Brust, und sein Auge blickte voll Dank und Hochachtung in das edle und schöne Gesicht des Künstlers, der ihn und den Vater gespeist und von dem herzlosen Unholde befreit hatte.

Neuntes Kapitel.

Das Bild.

Schwer und trübe wie am Tage, so zogen auch jetzt in der Nacht die Wolken am Himmel hin; verhüllt war der Mond, umschleiert die Sterne. Heftig schüttelte der Wind die umliegenden Waldungen und große Regentropfen fielen auf die bestaubte Strasse nieder, auf welcher der Künstler, der Maurer und dessen Knabe nach München eilten.

„Es wird sehr spät werden bis ihr nach Hause kommt,“ meinte der Maler und schlug dem Arbeiter vor, die Nacht in dem Wirthshause des nächsten Dörfchens mit ihm hinzubringen; daß er die Abendmahlzeit wie das Schlafgeld entrichten wollte, versteht sich von selbst.

So gerne nun der müde Arbeiter sich und besonders seinem Knaben die Ruhe gegönnt hätte, so trieb es ihn doch heim zu seinem guten, leidenden Weibe. Er sprach sich deßhalb unverholen gegen den edlen, jungen Mann aus, und dieser, die Gefühle

des wackern Familienvaters achtend, drang nicht weiter in ihn. Er theilte den Rest seiner Börse, die noch aus vier Gulden bestand, mit dem armen Mann, damit er, heimgekehrt die Seinen doch mit den nothwendigsten Bedürfnissen versehen könne, bis er eine andere Arbeit aufgefunden.

Der Maurer weigerte sich entschieden, neue Wohlthaten von dem ihm gänzlich fremden Herrn anzunehmen; als aber dieser fragte, ob er seinem schwachen Weibe eine kräftige Labung entziehen wolle, so nahm er zögernd die zwei Gulden an, die ihm der Künstler mit dem Versprechen reichte, ihn in den nächsten Tagen der kommenden Woche zu besuchen.

Nun folgte ein kurzer aber herzlicher Abschied. Der Maurer eilte mit seinem Knaben München zu, und sein Wohlthäter suchte eine Nachtherberge in dem Wirthshaus des Dorfes, das man bereits erreicht hatte.

Schon ein Paar Stunden schlief der Künstler, von schönen Traumbildern umschwebt, in welchen wackern Hausarmen Hülfe gespendet wurde, als der Maurer den Knaben an der Hand, durchnäßt zu seiner Dachwohnung hinauf stieg.

Die gute Frau des armen Arbeiters hatte eine ungemeine Freude, und als er ihr dann leise, um die Kinder nicht zu wecken, alles der Wahrheit getreu schilderte, was er erlebt, und wie ihn ein wackerer junger Künstler zwei Tage früher von seinen Leiden befreite und noch obendrein beschenkte, so warf sie

sich laut schluchzend an seinen Hals. Als ihre Thränen zu fließen aufgehört, sagte sie auch, daß sich zwei ihrer Kinder seit einigen Tagen sehr unwohl fühlen. „Ich weiß nicht," sprach die gute Frau, „kommt es vom Zahnen her oder steckt sonst eine schwere Krankheit dahinter. Sie fiebern und phantasiren und sind oft am ganzen Leibe so heiß wie Glut. Wenn es in ein Paar Tagen nicht besser wird, so müssen wir in Gottes Namen nach dem Arzt schicken."

„Ei freilich," sprach traurig ihr Mann, der den Kreis seiner Familie mit bange klopfendem Herzen von neuem Unglück und von neuen Leiden bedroht sah.

„Ei, sag ein Mal," fragte da plötzlich der Maurer, „hat Dich jene gute Frau, die unserm Joseph zwei Kronenthaler schenkte, und ihm versprach bei seinen Eltern einzukehren, nicht besucht?"

Als die Frau es verneinte, wurde das Gesicht des Maurers sehr ernst, und er äußerte, daß jene Dame sie wohl für recht undankbare Leute ansehen müsse, weil sich weder der Vater noch die Mutter des beschenkten Knaben bei ihr bedankte.

„Das ist mir wahrhaftig eine recht ärgerliche Geschichte," sprach er; „denn wenn ich morgen auch hingehen wollte, so ist es leicht möglich, daß mich die Dame für unverschämt ansieht; denn sie kann denken, ich komme um gleich meinem Knaben beschenkt werden zu wollen. Was sie anfänglich in

der Ordnung gefunden hätte, das kann sie jetzt gar übel aufnehmen und als unverschämt ansehen."

In solcher Weise redeten die Gatten noch lange zusammen, und legten sich endlich zur Ruhe nieder; es war bereits späte, tiefe Nacht. Ihre Ruhe wurde aber bald gestört. Die kranken Kinder fingen heftig zu weinen an, so daß sie die Geschwisterte erweckten.

Traurig wie diese Nacht gingen auch die kommenden Tage vorüber. Die Kinder wurden wirklich schwer und bedenklich krank; der Arzt verschrieb täglich Medizinen. Wohl schrieb er jedes Mal auf die Recepte — sehr dürftig — die Medizinen waren aber dennoch für die Armen theuer genug. Thränen, Seufzer und harte Entbehrung kostete ihnen ihre Bestreitung, und trotz aller angewandten Mühe wurden die Kinder doch nicht besser, sondern fast von Stunde zu Stunde kränker und peinlicher.

Von alldem wußte der wackere junge Künstler kein Wort, und waren auch schon acht Tage verstrichen, seit er den Maurer und den Knaben desselben in sein Skizzenbuch zeichnete, so hatte er die Armen doch nicht vergessen.

Das Oelgemälde, das auf seiner Staffelei ruhte, zeigte in gelungener Farbenschöpfung die damals entworfene Skizze. Die dunkeln Wände der Schwaige und der trübe, traurige Himmel erhöhten den düstern Ernst dieses Bildes das einen guten armen Vater aus der arbeitenden Klasse des Volkes zeigte, wie er im höchsten Schmerz seinen Knaben umfangen hielt.

Das Gesicht dieses Knaben, umrahmt von dunkeln Haaren, war einzig in seiner Darstellung. Aus dem großen seelenvollen Auge, an dessen langen Wimpern ein Paar Thränen perlten, sprach ein edler Entschluß, während um die leicht geöffneten Lippen das höchste Mitleid für den hinzuckte, den der Knabe anblickte.

Ohne gerührt zu werden, konnte nicht leicht ein gefühlvoller Mensch diese Gruppe betrachten; denn so viel fromme Duldung, Sanftmuth, Liebe und Seelenweh, wie es der intelligente Kopf des Maurers in natürlicher vortrefflicher Mischung zeigte, sah man nicht leicht auf einem Angesicht vereint.

Hinten in der Perspektive, wo sich auf dem Bilde eine weite Fernsicht über Getreidefelder aufthat, war alles so lustig und duftig, daß man in ein Panorama zu blicken glaubte. Auf dem Brod, das neben dem Milchtopfe lag, der neben der Gruppe im Grase stand, sah man deutlich den Schimmel. In der Weitung einer geöffneten Thüre, die den Blick in eines der Oekonomiegebäude eröffnete, lagerte eine Masse hochaufgeschichteter Getreidesäcke. Vor der Thüre fraß ein dicker, fetter Hund ein schönes Stück Fleisch, während auf der einen Seite welsche Hühner und eine Menge sonstigen Geflügels im Grase trieben.

Wie auf der Schwaige des Wucherers, so zeigte auch hier auf dem Bilde des Künstlers Alles von Wohlstand und Uebersättigung, weßhalb die Gruppe

des armen Vaters und Kindes noch auffallender und rührender hervor trat.

„So, jetzt ist das Bild fertig. Gott gebe seinen Segen dazu," sprach der Künstler des Versprechens gedenkend, das ihm der reiche Reisende im Gebirge gemacht. Hielt dieser Wort, so mußte der armen Familie eine erhebliche Unterstützung werden; denn das Bild war getreu mit den Originalen übereinstimmend, in deren Gesichtern sich all' das ausdrückte, was der junge Cavalier so hartnäckig bezweifelte.

Ungesäumt machte sich nun der Künstler auf den Weg. Bald stand er vor dem ihm von dem Cavalier genau bezeichneten Hause, eilte die Treppe hinauf und las auf einem metallenen vergoldeten Schilde nun auch wirklich denselben Geschlechtsnamen eingravirt, den ihm damals der im Nankingewande gesagt. Auf sein Anschellen öffnete ihm ein Diener in Livree, und als der Künstler erfuhr, daß der den er suche erst in einigen Tagen von einer Jagdpartie heimkehren werde, so wollte er sich allsogleich entfernen und später wieder nachsehen.

„Bringen Sie etwa," fragte jetzt der Bediente, „meinem Herrn das bestellte Bild? In diesem Falle trug mir mein Herr auf, möchten Sie es nur an die gnädige Frau, seine Tante, abgeben."

„Auch gut," entgegnete der Künstler, ließ sich melden und trat, als ihm der Bediente sagte, die Dame wünsche ihn zu empfangen in einen reich und geschmackvoll meubelirten Salon ein.

Die alte Dame, die ihn hier empfing, war einfach gekleidet. Sie grüßte ihn freundlich, erklärte mit wenigen Worten daß sie wisse auf welche seltsame Weise er die Bekanntschaft ihres Neffen im bayerischen Hochgebirge gemacht habe, und bat sich das Bild mit der Zusage aus, es ungesäumt ihrem Verwandten zu übergeben, sobald er von der Jagd heimkehren werde, was morgen oder längstens übermorgen geschehen dürfte.

Die Züge dieser alten Dame erregten ein eigenes Vertrauen in der Brust des Künstlers, und eben wollte er zu Gunsten jener armen Familie, von welcher sein Bild den Vater und ein Kind in rührender Gruppirung zeigte, ein zur Theilnahme und Hülfe aufforderndes Wort sprechen, als der Diener eintrat und einen vornehmen Besuch meldete.

„Willkommen; nur herein!" rief da die alte Dame der Thüre zuschreitend, wendete sich dann an den jungen Künstler, und entließ ihn mit den freundlichen Worten: „Es wird mich sehr freuen, Sie in den nächsten Tagen bei mir zu sehen. Ihr Bild wird gut aufbewahrt, und ohne Verzögerung übergeben werden."

Aergerlich über diese Störung verließ nun der Maler den Salon, eilte die Treppe hinab und begab sich nach Hause. Es ging ihm den ganzen Tag über nichts Rechtes mehr zusammen, und Pinsel und Palette auf einen Schrank legend, verließ er seine Wohnung und erging sich im Freien.

Wenn ich nun nach einigen Tagen auch den Neffen treffe, dachte er, so weiß die Hexe wo dann die Tante steckt. Das liebevolle, menschenfreundliche Gesicht der alten Dame hatte nämlich, wie schon erwähnt, sein volles Vertrauen rege gemacht, und er hielt sich für fest überzeugt, daß der armen Familie eine Unterstützung in's Haus geschickt worden wäre, wenn es zur Aufstellung und zur Erklärung seines Bildes gekommen seyn würde.

Mehr jedoch als Worte hatte bereits des Künstlers Bild die alte Dame ergriffen.

Als der Besuch nach etwa einer Viertelstunde sich wieder entfernt hatte, wurde in ihr die Neugierde rege; sie nahm das Bild, trat an's Fenster, gab ihm die rechte Beleuchtung und ein „schön, sehr schön!" der Ueberraschung fiel, während ihr Auge prüfte, von ihren Lippen.

„Dieses Bild mußt du freilich kaufen, mein lieber Neffe," sprach die Dame lächelnd, denn sie wußte, welche Bedingungen dieser dem Künstler gesetzt, und was er dabei versprochen hatte. Sie konnte sich gar nicht satt schauen, stellte die meisterhafte Farbenschöpfung deßhalb auf den Blumentisch, so daß sie an herrlichen Gewächsen lehnte, nahm einen weich gepolsterten und mit grünem Damast überzogenen Stuhl und setzte sich vor das Bild, an dem sie von Sekunde zu Sekunde mehr Gefallen fand.

„Ueberall Hülle und Fülle," sprach sie allgemach den Charakter der verschiedenen Gruppirungen auf-

fassend. „Wogende Getreidefelder — ein gefüllter Kornspeicher — gemästetes Geflügel und ein überfütteter, dicker Haushund, der sich zu besinnen scheint, ob er das schöne Stück Fleisch, das vor ihm im Grase liegt, verzehren oder liegen lassen soll, während hier im Vordergrunde zwei Arme, dem Anscheine nach Vater und Sohn, Brust an Brust ihr Elend zu beweinen scheinen. Die Milch und das Schwarzbrod machte wahrscheinlich ihre Mahlzeit aus, und der Hund da hinten hält ein Stück Fleisch in den Tatzen. „Ja ja!" seufzte die fromme, menschenfreundliche Dame, „Thiere genießen gar oft bessere Nahrung, als arme Leute! Der Ausdruck dieser beiden Gesichter," fuhr sie nach einer Weile immer prüfend fort, „ist wirklich erhaben, rührend schön, und je länger ich das Kind und den Mann betrachte, je mehr meine ich, daß ich Leute kenne, die eine auffallende Aehnlichkeit mit diesen Beiden haben." Die Dame schloß nun die Augen, stützte den Ellbogen auf das Knie und den Kopf in die Hand.

In dieser Stellung ließ sie die Promenaden und die Kirchen, in welchen sie gewöhnlich arme Leute beschenkte, die sie um eine Gabe anflehten, die Reihe passiren, und plötzlich erkannte sie, zu dem Bilde aufblickend in dem Vater der hier sein Kind umschlossen hielt, jenen Arbeiter, der vor etwa einem Monat in der Dreifaltigkeitskirche mit zwei Kindern zur Mittagszeit betete; der Knabe selbst war aber, wie sie sich es gestehen mußte, der redliche Finder

ihrer Brieftasche, in welcher sich eine beträchtliche Summe von Banknoten befunden. „Ja, ja! es ist dieß der, selbst in seiner ärmlichen Kleidung, so interessante Knabe mit dem klugen Auge und dem schönen, ausdrucksvollen Gesichte, der mir so treu und lebendig seine Hausarmuth und die leidende noch so schwache Mutter schilderte. Wie konnte ich aber auch seiner vergessen, da ich von seinen Worten gerührt, die leidende Mutter zu besuchen versprach. Sollte das arme Weib etwa gar schon gestorben seyn? Diese Gruppe läßt mich so etwas ahnen, und ich, ich hätte vielleicht mit wenigem helfen können! O über die Gedächtnißschwäche!"

So sprach die alte Dame, und während der Gedanke, die unglückliche Hausmutter könnte bereits dem Gewicht ihres Elendes erlegen seyn, sich immer unabweisbarer in ihr gefühlvolles Herz drängte, überkam sie ein schmerzliches Bangen, und Vorwürfe quälten ihr gewissenhaftes, frommes Gemüth. Sie ergriff den gestickten Glockenzug und auf ihr außergewöhnlich heftiges Läuten, eilte ihr Kammermädchen beflügelten Schrittes herbei.

„Julchen, der Kutscher soll augenblicklich anspannen. Wenn Du ihm das ausgerichtet, so komme rasch wieder hieher."

„Aber gnädige Frau, Sie sehen ja so sorgenvoll und in Wahrheit sehr angegriffen aus. Was ist denn vorgefallen, um Gotteswillen?"

„Nichts, meine Gute," entgegnete die alte Dame

lächelnd, die ihre Untergebenen wie Kinder hielt. „Wisse denn, es gilt eine hausarme Familie und besonders eine schwache, leidende Mutter zu unterstützen. Ich habe mir das vorgenommen, und da mich meine Dir bekannte Gedächtnißschwäche darauf vergessen ließ, so fürchte ich, die Hülfe komme, wenigstens für die arme Hausmutter zu spät; deßhalb meinen Wagen, rasch meinen Wagen!“

Die Dienerin, ein gutes frommes Mädchen, das feuchte Augen bekam, so oft es Thränen an den Wimpern eines Leidenden perlen sah, eilte noch rascher als sie eingetreten war davon, und rief den Befehl ihrer Gebieterin durch das Fenster in den Hofraum hinab. Dann kehrte sie wieder zu dieser zurück und erhielt einen zweiten Befehl.

„Höre liebes Julchen,“ redete sie die alte Frau an; „gehe jetzt in den Keller, und hole einige Flaschen guten alten Wein; umwickle die Flaschen sorgfältig, und lege sie in einen Korb. Was Dir in der Küche zur Erkräftigung einer Schwachen passend erscheint, das lege dazu. Kurz, spare nichts und gib so reichlich und so gewählt, wie es Dir Dein gutes Herz im Gefühle zu helfen eingibt. Ist das geschehen, so öffne den Leinwandkasten und schneide Tuch zu einigen Kinderhemdchen und zu zwölf Windeln herunter.

In dem Bewußtsein, daß das Wort der Gebieterin die Wahl und den Werth der Gaben, die Armen gespendet werden sollten, in ihre Hand legte,

eilte das gute Mädchen, nachdem sie gerührt die Hand der alten Dame geküßt, aus dem Zimmer. Laut und freudig pochte ihr Herz, und die Köchin war nicht wenig erstaunt, als sie alsbald einen beträchtlichen Vorrath aus der Speisekammer verschwinden sah.

So oft das Kammermädchen wieder etwas in den tiefen, weiten Korb legte, dachte sie immer an die Freude, welche die Armen haben werden, und der umfangreiche Korb wurde ihr bald zu enge und zu seicht.

Jetzt rasselte es im Hofe; der Wagen war bespannt, und der Kutscher hoch auf dem breiten, bequemen Bocke sitzend, ließ zum Zeichen, daß er fertig sei, lustig seine Peitsche knallen.

„Ich hoffe mein Herr und Gott, daß ich keine Unwürdigen unterstütze," sprach die alte, fromme Dame, eine lange, schwere Geldrolle zu sich steckend, und als jetzt das Kammermädchen mit der Meldung eintrat, daß sie den Korb mit den Spenden bereits in den Wagen gebracht habe, der bespannt die gnädige Frau erwarte, so wurde ihr die Freude, ihre Herrin begleiten zu dürfen.

In einigen Augenblicken hatte das Mädchen eine Mantille umgeworfen und einen Strohhut auf ihrem Lockenköpfchen zurecht gesetzt. Achtungsvoll reichte sie dann der alten Dame den Arm, und stieg mit ihr über die Treppe in den Hofraum hinab, wo der Kutscher den Wagen zum Ausfahren bereit hielt.

Der Künstler, der von dem Allem keine Ahnung hatte, ärgerte sich noch immer über den Besuch, der ihn verhinderte bei der alten Dame eine Bitte für die arme Familie vorzubringen. Er schritt gerade über den Dultplatz, als eine Herrschaftskutsche dicht an ihm vorüberfuhr. Eine alte Dame nickte freundlich grüßend ihm zu; er zog den Hut, und erst als der Wagen vorüber gerollt war, erkannte er in der, die ihn gegrüßt, die Tante des jungen Cavaliers, dessen Bekanntschaft er auf eine so eigene Weise im bayerischen Hochgebirge gemacht hatte.

„Der hat mein Bild gefallen," sprach der Künstler lächelnd vor sich hin, „sonst hätte sie wohl kaum so freundlich gegrüßt." Sein noch eben beklommenes Herz lüftete sich, und in seinem Gemüthe regte es sich so froh und heiter, als wisse er um den Zweck der so raschen Fahrt der alten Dame.

Zehntes Kapitel.

Hülfe in der höchsten Noth.

Während der Künstler zu Hause, im Drange Leidenden eine hülfreiche Unterstützung zuzuwenden, das so ausdrucksvolle, rührende Bild gemalt, erreichte das Elend in der Dachwohnung des Maurers den höchsten Grad.

Die kranken Kinder weinten und schrieen Tag und Nacht und waren nur still, wenn die Mutter sie auf den abgezehrten Armen herum trug, die nur noch die Liebe zu den Kindern auf den wankenden Knieen aufrecht erhielt.

Der Maurer, der Brod in's Haus schaffen mußte, konnte der Armen bei der Pflege der kranken Kinder nicht behülflich seyn.

Mit welchen Gefühlen mag der unglückliche Hausvater früh Morgens an die Arbeit gegangen seyn! — welchen Blick mag er dem bleichen Weibe beim jedesmaligen Scheiden zugeworfen haben? Und o Gott! welche Erholung fand er, wenn er nach des

Tages Mühe erschöpft nach Hause kam, und die Fluth des Jammers und des Elendes während seiner Abwesenheit immer wieder angeschwollen sah.

„Ach wüßte ich doch,“ sprach oft der arme Mann zu sich selbst, „wo der gute, brave Maler wohnt. Ich ginge hin, und er schaffte gewiß einigen Trost!“ Leider hatte er ihn um seine Wohnung nicht gefragt, und da er an die Thüre eines Fremden nicht zu pochen wagte, so blieb er mit seinem Elende allein, das mit jedem neuen Morgen weiter und verderblicher um sich griff.

Das, was der sehr Bedrängte am meisten fürchtete, geschah; sein Weib fiel, wie er es vermuthet hatte, erschöpft von den rasch aufeinander folgenden Nachtwachen plötzlich in's Bett. Die Kinder weinten, sie aber fühlte sich zu schwach, sich wieder zu erheben. So fand sie ihr Mann, als er eines Mittags nach Hause kam. Regungslos lag sie da, wie vom Starrkrampfe befallen. Nur das Auge, in das sich die letzten Lebenskräfte geflüchtet zu haben schienen, sprach beredt zu dem bestürzten Mann.

Der Blick der Dulderin flog von dem Manne hinweg, blieb eine Zeit lang mit einem unbeschreiblich rührenden Ausdruck auf der Korbwiege des Säuglings und auf den Bettstellen der kranken Kinder heften; dann richtete er sich zu einem Cruzifix empor, das über ihrem Bette hing.

Der Maurer, der das geliebte, gute Weib vor

Erschöpfung dem Tode nahe sah, konnte nicht länger an sich halten; er sank neben ihrem Schmerzenslager auf die Kniee nieder, hauchte ihr laut schluchzend die weißen, kalten Hände an, und als er jetzt sah, wie sich ihr Auge schloß und wie eine todtähnliche Wachsgelbe ihr Antlitz überzog, so stieß er einen entsetzlichen Schrei aus.

Laut jammernd versammelten sich die Kinder um den fast verzweifelten Vater, und Joseph, der eben aus der Schule kam, lief nach der Essigflasche. Sie war leer. Darüber erschrack der gute Knabe so sehr, daß er sie fallen ließ. Bei dem klingelnden Falle schlug die fast Bewußtlose die Augen auf, und als sie ihren Mann todtgeängstigt und mit verstörtem, fast irrem Blicke vor sich stehen sah, um ihn geschaart die bleichen, zitternden Kinder, so nahm sie die letzte Kraft zusammen und sagte: „Beruhigt euch; ich sterbe nicht; ich bin nur erschöpft und bedarf nichts weiter als Ruhe! Wieder schloß sie die Augen und bald verriethen ihre Athemzüge, daß sie eingeschlummert sei.

„Joseph," wendete sich jetzt der Vater leise zu dem Knaben, „Du darfst mir heute nicht in die Schule gehen. Ich werde Dich bei Deinem Herrn Lehrer entschuldigen. Habe mir wohl auf die Mutter Acht, bald bin ich wieder bei Dir!"

Mit diesen Worten ging der arme Mann davon und das Weinen der kranken Kinder hallte ihm nach. Er wollte sich um Hülfe umsehen, doch — wo sie finden?

Diese Frage krallte sich mit scheuer Angst in seine Brust ein. Er lief zu dem Arzt hin, und sagte ihm, wie es zu Hause stehe.

„Ei mein lieber Mann," lautete die Antwort, „der Arzt thut Euch weniger Noth als der Geldfreund. Euer armes Weib wird durch Medizinen nicht gesund! Sie braucht Ruhe, kräftige Kost und alle Tage ein Paar Gläser Wein. Ueber Euern Zustand, der mir zu Herzen geht, nachdenkend, schrieb ich vor ungefähr einer Stunde ein Zeugniß, schilderte Eure Armuth der Wahrheit getreu, und empfahl Euch einer Unterstützung in hohem Grade als würdig und bedürftig. Hier ist das Zeugniß, wendet Euch nun an einen der hier bestehenden Vereine oder an unsere allergnädigste Königin, die eine wahre Mutter der Armen ist. Und nun Gott befohlen! Heute noch werde ich bei Euch vorkommen."

So entließ der Arzt den armen Mann, und war auch der Rath, den er ihm gab, gut, wie das Zeugniß, so hätte ihm in diesem Augenblicke, wo der Tod auf Verzug der Hülfe stand, eine Gabe von ein paar Gulden mehr genützt. Dankend entfernte sich der geängstigte Mann, und als er wieder die Treppe nieder stieg, knickten ihm fast die Kniee zusammen.

„Jesus, Maria und Joseph! was soll ich thun?" rief er unten auf der Strasse angelangt. Der Boden brannte unter seinen Füßen; er wußte keinen Rath!

Schon wollte er wieder so heimlaufen; doch

der Gedanke, daß sein Erscheinen mit leeren Händen dort nichts helfe, veranlaßte ihn, sich auf eine andere Seite zu wenden.

„Jetzt muß es seyn!" sprach er am ganzen Leibe zitternd vor sich hin, zog sich hinter die Ecke eines Hauses zurück, und als ein wohlgekleideter Herr vorüber ging, nahm er den Hut ab, und bat, die Schamröthe auf den Wangen und Bestürzung im Antlitz, um eine milde Gabe.

Der Herr würdigte ihn keines Blickes und ging kalt vorüber.

„Mag auch die Welt mich verachten," sprach da der Maurer, dem fast das Herz zersprang; „ich kann nicht anders, und betteln, um eine arme Mutter und kranke Kinder vom Tod zu retten, das schändet gewiß den Gatten und Vater nicht."

„Ein hausarmer Mann, der ein todtschwaches Weib und sieben lebendige Kinder hat, bittet um Gotteswillen um eine milde Gabe!" sprach der Unglückliche zu einer dicken Frau, der eine Magd mit einem schweren Armkorbe folgte.

„Ich zahle in die Armenanstalt!" lautete die Antwort. Die Magd gefühlvoller wie ihre dicke Gebieterin, reichte dem Bettler hinter deren Rücken — einen Kreuzer.

„Ja ja, es ist schwer zu betteln!" sprach der Maurer vor sich hin; sein starr und scheu blickendes Auge hatte keine Thränen mehr; sein bange klopfendes Herz floß aber in Wehmuth über. Auf

eine zweimalige, rührende Bitte, hatte er nun einen Kreuzer erhalten. Was frommte ihm dieser? Seine Angst stieg entsetzlich, denn noch vor einigen Minuten hatte er geglaubt, sicher Hülfe zu erhalten, wenn er sich nicht zu betteln scheue; jetzt aber zweifelte er auch daran und dieser Zweifel unterschrieb für ihn und für die Seinen das Todesurtheil des Verschmachtens! Seine Lage ließ ihm keine lange Wahl. Hier sprach er eine Frau, dort einen Herrn an, und erhielt endlich einige Kreuzer. Plötzlich ergriff ihn ein Gensdarm beim Arm, ihn barsch fragend, ob er nicht wisse, daß der Strassenbettel verboten sei?

Der arme Mann bedroht, als frecher, schamloser Bettler eingeführt zu werden, wurde bleich wie Schnee, und seinen bebenden Lippen entfielen die Worte: „ich weiß es!"

„Was hilft das Wissen," sprach der Gensdarm. „Ihr habt gebettelt, oder wollet Ihr das etwa läugnen?"

„Ich läugne es nicht, versichere Sie aber auf Ehre und Seligkeit, daß es heute zum ersten Mal während meines ganzen Lebens geschah. Sehen Sie meine Hände an. Sie sehen gewiß nicht so aus, wie die eines Faullenzers. Die Zeiten sind aber zu schwer und der Verdienst ist zu gering! Herr, ich habe sieben lebendige Kinder, mein Weib ist todtkrank, und zwei meiner armen Würmchen gleichfalls. Der Säugling schreit in der Wiege nach der Mut-

ter, die ihm die Brust nicht mehr zu reichen im Stande ist. Unser Elend ist entsetzlich, erdrückend!" Die Stimme des armen Mannes wurde immer zitternder und in seine kalkbespritzte Jacke greifend, reichte er dem Gensdarm das von dem Arzte erhaltene Zeugniß.

Der Gensdarm gab es ihm ungelesen zurück; denn das jammervolle Gesicht des unglücklichen Familienvaters trug den Stempel der Wahrheit, und eine lange Leidensgeschichte las man aus den Zügen desselben.

„Kommt mit mir," sprach der Gensdarm, und der Maurer, der sich arretirt glaubte, sank vor Scham fast in den Boden. Wie erstaunte er aber, als der wackere Polizeisoldat in ein Haus eintrat, hier hinter der Thüre in die Tasche griff, und ihm einige Sechser mit dem Bemerken reichte, es thue ihm leid, ihn nicht ergiebiger unterstützen zu können; denn er sei der Sohn unbemittelter Eltern und habe selbst ein altes Mütterchen zu erhalten. „Gehet nun in Gottes Namen; ich wünsche von Herzen, es möchte Euch geholfen werden!"

Unfähig ein Wort des Dankes hervor zu bringen, verließ der arme Mann mit einem warmen Händedruck den gefühlvollen Gensdarm, der zwischen einem Unglücklichen und einem Vagabunden schonend einen Unterschied zu machen verstand. Ferner Leute um Almosen anzusprechen, wagte der Bedrängte nicht; denn wie leicht konnte er von einem

minder edel Gesinnten aufgegriffen und eingeführt werden. Mit dem Wenigen eilte er daher nach Hause.

Hier hatte bereits der Tod eingekehrt. Der Säugling, nur an die Muttermilch gewöhnt, die ihm jetzt nicht mehr ward, war in seiner Abwesenheit still und leise hinüber geschlummert. Sein Leben war ausgelöscht wie ein schwaches Flämmchen; die Mutter, die der Wiege gegenüber in dem Bette lag, hatte bereits ersehen, was vorgefallen war. Ein zufälliger Blick, den sie in die Korbwiege warf, zeigte ihr das wachsgelbe Antlitz des Kleinen. Sie erschrack daß ihr der kalte Schweiß auf die Stirne trat. Schmerz und Angst rissen sie in die Höhe, sie wankte aus dem Bette und legte die Hand auf das Gesichtchen des Kleinen. Es fühlte sich an wie Holz, und die Kälte des Todes schauerte durch die abgezehrte Hand der Mutter. „Das Erste!" sprach sie, mit halb gebrochenem Herzen, und sich über das in eine bessere Welt eingegangene Kind beugend, rief sie: „O Herr und Gott, nimm uns Alle zu Dir!"

Der kleine Joseph, der die Mutter wanken sah, umschlang sie mit den Armen und der Entkräfteten gelang es, sich theils an ihm, theils an der Wiege, in welcher der todte Säugling lag, festzuhalten.

Da ging die Thüre auf. Der Maurer trat ein. Schonend trug er seine Hausfrau, die auch schon mehr dem Tode als dem Leben anzugehören

schien, nach dem Bette, und seinem Auge entfiel bei dem Gewahrwerden des Todfalles keine Thräne.

„Dem Kinde ist wohl!“ sprach er, das wie Irrlichtsglut flackernde Auge zu dem Cruzifixe erhebend, das über dem Bette seines Weibes hing. „Ich wollte wir Alle wären bei dem Kinde,“ setzte er in rauhem, schwermüthigem Tone hinzu.

„Diesen Wunsch rief auch ich eben,“ sagte da die Mutter „über das todte Kind hin;“ und als ihr Mann die Paar Sechser und Kreuzer auf den Tisch legte, so fragte sie ihn, wer ihm das geborgt habe.

Der Mann trat an ihr Bett, und flüsterte ihr leise zu, damit es die Kinder nicht hörten: „Ich habe gebettelt!“

Der Ausdruck in Blick und Miene, den nun die unglücklichen Gatten wechselten, war ein ungemein schmerzlicher und doch dabei ein schöner, erhabener. Die arme Mutter kannte ihren Mann gar wohl und wußte deßhalb auch, daß das das Höchste sei, was er zu thun im Stande gewesen.

Selbst dem Tode nahe, suchte sie den unglücklichen, armen Mann zu trösten, der das erste Mal heute nicht an die Arbeit ging; denn todt wie der Säugling, so glaubte er bei seiner Heimkehr auch das Weib anzutreffen. In einem allgemeinen Dahinsterben aller seiner unglücklichen Familienglieder, sah er den einzigen Trost, die einzige Hülfe. Seine Arbeit und sein Mühen konnten bei dem zu weit vorgeschrittenen Elende nichts mehr frommen. Er

ließ daher für die Kinder und für die Mutter eine Suppe holen; selbst aber berührte er nichts; trug bald das eine bald das andere der kranken Kinder auf dem Arme umher, und als Beide schliefen und auch der arme Joseph auf einem Schemel in der Ecke einnickte, setzte er sich auf das Bett neben die Kranke, und redete mit ihr von Gott dem Herrn, der wie es schien mit ihnen Allen enden wollte, um sie jenseits für das freudenlose, trübe und jammervolle Leben zu entschädigen.

„Was der Herr thut ist wohlgethan!" sprach da die fromme Dulderin, faltete die Hände und betete mit dem Gatten, der sich gleich ihr fromm gläubig und voll christlicher Geduld und Demuth in sein schreckliches Schicksal, das ihn und die Seinen dem Untergange weihte, ergab.

Die Noth hatte den höchsten Grad erreicht, und das Sprichwort: wo die Noth am größten ist, ist Gottes Hülfe am nächsten, bewährte sich; denn die Hülfe nahte.

Eine Kutsche hielt vor dem Hause, und das herzensgute Julchen half der alten Dame, ihrer Gebieterin heraus.

Eine Minute später trat diese von dem schmucken Kammermädchen begleitet, das den Korb vorläufig noch in der Chaise zurück ließ, in die Dachwohnung ein.

In tiefem Schlummer der Erschöpfung lag die

unglückliche Hausfrau. Ihre Hände waren auch jetzt noch gefaltet.

Den neben ihr sitzenden, unglücklichen Gatten hatte gleichfalls sein hoffnungsloses Elend eingewiegt. Die sorgenumwölkte Stirne auf die Bettstelle gedrückt saß er da, ein Bild des Jammers. Auf dem Boden kauerten traurig und furchtsam die Kinder. Joseph schlief auf dem Schemel in der Ecke. Neben dem todten Kinde, das in der Korbwiege lag und dem der Vater ein hölzernes Kreuzchen in die kalten, erstarrten Händchen gedrückt hatte, flackerte eine Oellampe.

Das Alles übersah die alte Frau, die auf der Schwelle stand, fast mit einem Blicke, und das Kammermädchen konnte einen halblauten Aufschrei der Ueberraschung und des Erschreckens nicht unterdrücken.

Joseph, der schon vorhin, jedoch wie im Traume, die Thüre, die in die Unglückswohnung seiner Eltern führte, öffnen hörte, erwachte jetzt, und allsogleich die alte Dame erkennend, warf er sich ihr in der Angst seines Herzens zu Füßen, faltete die Hände und rief: „O gnädige Frau! helfen Sie meiner armen Mutter! — sie verschmachtet — sie stirbt!"

Diese Worte des Knaben weckten auch den unglücklichen Familienvater auf, und als er, die Augen öffnend, die vornehme Frau vor sich stehen sah, und Thränen des innigsten, tiefsten Mitleidens an ihren Wimpern gewahrte, so warf auch er sich der

Unbekannten, in dem Drange nach Hülfe und Rettung, zu Füßen. Seinem Beispiele folgten leise weinend die andern Kinder die vorhin schüchtern und traurig auf dem Boden kauerten.

„Steht auf, steht auf meine Lieben!" bat die Dame erschüttert, und sich über das Bett neigend, auf welchem die unglückliche Mutter vor Erschöpfung und Jammer eingeschlummert war, blickte sie unverwandt in dieses bleiche, leidende und doch so schöne Antlitz der Dulderin.

Während die Dame so über die Bettstelle gebeugt dastand, hatte der kleine Joseph mit wenigen Worten den Vater in Kenntniß gesetzt, wer die Dame sei, und ihm auch zugleich den unten vor dem Hause haltenden Wagen gezeigt.

„Julchen nimm Deine Mantille und den Hut ab, und mache ein Mal warmen Wein zurecht."

Die Gebieterin hatte diese Worte noch kaum gesprochen, so eilte das gute Mädchen auch schon hinab, und trug mit Hülfe des Kutschers den ziemlich schweren Korb herauf. Außen vor der Thüre setzte sie ihn nieder, nahm eine Flasche Wein heraus und goß die Hälfte ihres Inhaltes in ein reinliches Geschirr. Joseph, der zu ihr in die Küche eilte, half ihr ein Feuer anschüren, und schon nach einigen Minuten trat das Kammermädchen mit dem warmen, duftenden Weine in die Stube.

Nun verlangte die Dame einige Leinwandtücher und machte der todtschwachen, schlummernden Frau Um-

schläge von warmem Wein auf die Brust und auf den Kopf.

Die Erschöpfung des unglücklichen Weibes war eine so mächtige, daß sie von alldem nicht das Mindeste empfand. Die Dame und die Dienerin flüsterten nun eine Weile zusammen, dann ging die Letztere wieder hinaus und bald sott an dem lustig aufflackernden Feuer, in einem erdenen Topfe, eine Henne, aus welcher man bekanntlich die beste Suppe kocht.

Die alte Dame ließ sich nun, während ihre Dienerin in der Küche beschäftigt war, das Elend von dem unglücklichen Familienvater erzählen, das seit geraumer Zeit auf ihm lastete. Sie verhehlte ihm am Schlusse nicht, daß ihre Gedächtnißschwäche sie das vergessen ließ, was sie seinem Knaben versprochen, nämlich den Besuch seiner armen Eltern, und erklärte auch, daß sie ein Bild hieher geführt. Genau beschrieb sie den Künstler, der ihr das Bild in's Haus gebracht, und der Maurer pries diesen als seinen Wohlthäter und erzählte Alles, was sich zwischen diesem und ihm auf der Schwaige des Wucherers zugetragen.

Daß so viel rohe Fühllosigkeit auf der Erde existire, wie es der reiche Schwaigbesitzer an dem Maurer, seinem Schuldner bethätigte, das konnte die fromme, menschenfreundliche Dame gar nicht recht fassen. Am Ende der Fragen und Erklärungen übergab sie dem Maurer eine gewichtige Geldrolle, versprach ihm auf ihrem Gute während einiger Monate

Arbeit, gute Bezahlung und vollkommene Verpflegung, wie auch eine Wärterin für seine Hausfrau, bis diese wieder genesen und so viel Kraft erlangt habe, um ihr Hauswesen selbst zu führen. Auch erklärte sie ihm genau, auf welche Weise der Wein für die Kranke anzuwenden sei.

Der Familienvater, der noch vor einer Viertelstunde mit all' den Seinen untergehen zu müssen glaubte, war über die so unerwartete, glückliche Wendung seines Schicksals so sehr erstaunt, daß er alle seine geistigen Kräfte anstrengen mußte, um zu begreifen, daß er wache und nicht träume.

Als sich jetzt die Schlafende auf dem Lager bewegte und leicht die Lippen öffnete, so nahm die alte Dame eine bauchige Crystallflasche, die eine Drehschraube von Silber schloß, aus dem Korbe. Sie begehrte einen Löffel, füllte ihn stark zur Hälfte mit Malaga, den die Flasche enthielt, und flößte dem schwachen Weibe denselben in den Mund. Eigenhändig legte sie ihr dann noch ein Mal Weinumschläge auf Brust und Stirne, und hatte noch während ihrer Anwesenheit das Vergnügen, die bleiche Mutter die Augen öffnen und erwachen zu sehen.

Welches Befremden! welche Ueberraschung! — Die vorhin so bestürzten Gesichter ihrer Kinder zeigten überschwengliche Freude. Ihr Mann war ganz verändert; sein Auge noch kurz zuvor flackernd wie Irrlichtsglut, blickte durch den feuchten Schleier

der Freudenthränen voll Glaube, voll Hoffnung und Liebe, und seine Hände, die vorhin von Zeit zu Zeit krampfhaft nach der Brust griffen, waren jetzt gefaltet und zitterten vor inniger Rührung.

Die Weinüberschläge verbreiteten in dieser Stube ungewohnte, liebliche Düfte, wie es auch von der Küche herein, wo die Kraftsuppe kochte, gar einladend roch. Auf dem Boden stand ein mit Flaschen und Eßwaaren gefüllter Korb, reine neue Leinwand lag auf einem Stuhle, und auf dem Tische — eine Geldrolle. Wie kam das Alles hieher? Dieser Gedanke durchbebte mit freudigen Schauern die Brust der erschöpften Frau, als sie beim Erwachen den Blick durch die engen, niedern Räume ihrer Wohnung kreisen ließ.

Mit einem feinen, mit Spitzen besetzten Taschentuche trocknete ihr, freundlich lächelnd, die alte Dame den Schweiß der Erschöpfung von den Schläfen, und tröstete sie über den Verlust des Säuglings.

„Danket Gott gute Frau; dem Kinde ist wohl,“ sprach sie, „und es ist besser, der Herr nahm den kleinen, unschuldigen Engel zu sich, als wenn er Euch Euern Kindern entrissen hätte, die noch so sehr Eurer bedürfen. Die Vorsehung weiß immer, was für den Menschen das Beste ist; denn schwach wie Ihr jetzt seid, hättet Ihr wahrhaftig den Säugling an der Brust nicht länger ernähren können, ohne Euch selbst den Tod zu bereiten. Der Wille des Herrn sei deßhalb gebenedeit!“ —

Leise weinend nickte die Mutter mit dem Kopfe, und die alte Dame ging mit dem Versprechen, jeden Tag nachzusehen wie es gehe.

Eine Woche lang sollte, nach ihrem ausdrücklichen Gebote, auch der Mann zu Hause bleiben, um von dem zuletzt erduldeten Elend und Jammer auszuruhen; dann hatte er wie schon erwähnt, Arbeit auf ihrem Landgut. Julchen mußte zur Verpflegung der Mutter und ihrer zwei kranken Kinder hier bleiben, bis sich eine Krankenwärterin einstelle, was die alte Dame zu besorgen versprach und was schon nach einigen Stunden geschehen sollte.

„Ach gnädige Frau," sprach unten der Maurer, als er ihr in den Wagen steigen half, „wie vermag ich Ihnen es zu danken was Sie an uns gethan?"

„Der Begüterte," sprach da die fromme Dame, „ist nach der Lehre unsers Herrn Jesu Christi verpflichtet, dem Armen hilfreich die Hand zu bieten, wenn ihn Jammer und Elend zu verschlingen drohen. Ich thue deßhalb nur eine Schuldigkeit. Ueberdieß befanden sich in jener Brieftasche, die ich bei dem Gang aus der Kirche verlor und die Euer Knabe fand und redlich mir zustellte, einige tausend Gulden in Papieren. Beruhigt Euch deßhalb über das was ich thue und pfleget Euch und die Euern!" So sprechend drückte die wackere Dame die rauhe, derbe Hand des Maurers und der Wagen rollte dahin.

Gegen Abend wurde das wackere Julchen von

einer Krankenwärterin abgelöst. Mit herzlicher Innigkeit schied sie von den redlichen Hausarmen, und die kranke Mutter, die bereits ein Paar Teller voll von der kräftigen Suppe gegessen, dankte ihr für ihre Sorgfalt und für ihre liebevolle Pflege; auch bat sie hundert ehrfurchtsvolle Grüße und Danksagungen an ihre Gebieterin auszurichten.

Früh am nächsten Morgen fuhr ein geschickter Doktor aus der Stadt, der Hausarzt der alten Dame, bei den Armen vor, und ehe drei Mal die Sonne sank, befanden sich diese sämmtlich auf dem Wege zur Besserung. Jeden Morgen eilte der Maurer, dessen Herzensangst allmählig verschwand zur Dreifaltigkeitskirche hin, wo ihn die alte Dame zuerst beten sah und Interesse an ihm genommen hatte. Inbrünstig betete er hier mit den größern seiner Kinder für seine Wohlthäterin, wie für den Maler, der zu so edelm Zwecke ein Bild entworfen und gemalt.

Eilftes Kapitel.

Das unassekurirte Leben.

Immer unverkennbarer trat in den hierauf folgenden Wochen der Segen der Felder hervor. Die Zeitungen verkündeten von allen Seiten her eine reiche Ernte, und dennoch stiegen die Getreidepreise immer in die Höhe.

Da besonders in großen Städten die Behörden Mittel getroffen hatten, Ruhe und Ordnung zu erhalten, so trieben es die Kornhändler vor den Augen aller Welt gar arg. Sie würfelten in den Weinschenken um Gulden und Thaler, tranken Burgunder und theure, mousirende Weine, kurz Alles was ihnen taugte, und lärmten und schrieen, daß jeder ordentliche Gast, von ihrem Treiben angewidert, einen andern Tisch suchte und im Stillen seine Bemerkungen machte.

So saß denn auch eines Tages nach der Schranne der dicke Schwaigbesitzer, von dem in dieser Erzählung schon hinlängliche Erwähnung geschah, zu Mün-

chen in einer Weinschenke an einem Rundtische, wo mehrere seiner Consorten zechten, lärmten und spielten. Zu den plumpen Spässen, die in diesem Kreise gemacht wurden, lachte er, daß ihm die Augen thränten, und goß dabei ein Glas Burgunder nach dem andern die Kehle hinab. Trotz dessen zeigte sein dickes Gesicht nicht wie sonst üppige Behaglichkeit, und unerachtet des starken schweren Weines, den er trank, wechselte der Dicke oft die Farbe und war im Ganzen mehr bleich, als roth. Deßhalb zogen ihn auch seine Tischkameraden auf und meinten, ob er etwa eine Zeitlang gehungert und die Wasserkur gebraucht habe?

Der Dicke verneinte es und gestand, daß er sich während ein Paar Tagen nicht so recht wohl fühle wie sonst, und daß es ihn bald kalt und gleich darauf wieder glühend heiß überlaufe.

„Ei das ist nichts weiter als ein Fieber," lachte da einer der Kornhändler, „und wenn Du tüchtig trinkst Bruder, so wird's Dir bald wieder besser werden. Hier darf man auf solche Kleinigkeiten gar nicht sehen, denn der glühendsten Sonnenhitze folgt plötzlich unfreundliche Spätherbstkälte und oft könnte der, dem Morgens ein leichter Sommerrock zu heiß ist, Abends einen Mantel mit doppeltem Kragen, eine Fuchspelzkappe und solche Handschuhe gar wohl brauchen."

Alle lachten, bejahten aber das Gesagte als wirklich wahr, und der dicke Schwaigbesitzer, der sein

Unwohlsein einer leichten Erkältung oder einem zurückgeschlagenen Schweiße zuschrieb, schrie: „noch eine Flasche!“ und trank den Rest der andern leer.

Flink kam der Kellner seinem Befehle nach und der Dicke trank tapfer drauf los. Seine schwere, lallende Zunge verrieth bald seinen Zustand, und obgleich er schon nicht mehr klar die Gegenstände unterscheiden konnte, die sich um ihn her bewegten, so verlangte er doch noch eine halbe Flasche. Von dieser trank er noch ein Glas, lehnte sich dann rückwärts an die Wand und schlief ein.

Allgemach wurde die Weinschenke leer, so daß sich der Dicke allein sah als er nach einigen Stunden Schlafes wieder erwachte. Er schimpfte und polterte, daß ihn Niemand geweckt habe, und obgleich sich sein Geblüt jetzt in einer fürchterlichen Wallung befand, so verlangte er doch, um den Frost, der ihm in den Knochen stack, zu vertreiben, schwarzen Kaffee und Arak. Er trank mehrere Gläschen von diesem scharfen, gebrannten Geiste und ließ sich dann einen Fiacker holen, damit ihn dieser in das Wirthshaus hinführe, wo er sein Chaischen und seine Pferde eingestellt hatte.

Auf dieser kurzen Fahrt wandelte ihn schon eine leise Uebeligkeit an. Der Gastwirth wo er abstieg merkte das, und fragte was ihm fehle.

„Das weiß ich Euch nicht zu sagen,“ lächelte der Dicke mit Mühe, und verlangte, daß ungesäumt seine Chaise angespannt werde.

Der Wirth, ein wackerer Mann, der es mit Jedem gut meinte, widerrieth ihm das und hieß ihn sich auskleiden und einige Stunden im Bette der Ruhe genießen. Auch sollte er nach seinem Rathe ein Glas Limonade trinken.

Als der gute Wirth jedoch die Ueberzeugung gewann, daß er tauben Ohren predige, so meinte er, wem nicht zu rathen sei, sei auch nicht zu helfen, und hieß den Hausknecht den Wagen des Schwaigbesitzers anspannen.

„Aber das werdet Ihr wohl zugeben," sprach er dann zu dem Dicken, der so aufgedunsen aussah, als wolle er jeden Augenblick in zwei bersten, „daß ich Euch einen Knecht mitgebe, der Euch heim kutschirt?"

„Und weßhalb?" polterte der wie es schien für jeden guten Rath Unempfängliche.

„Weil ich meine, daß Ihr so bequemer in der Kutsche sitzen und ein Schläfchen machen könnet."

„Das kann ich auch so," lachte der Mann, der gar nicht zu ahnen schien, welch' ein finsteres Verhängniß bereits über ihm schwebe. „Meine Rappen" versicherte er, „wissen, sind sie ein Mal über der Isarbrücke, schon wo sie hin müssen; sie weichen jedem Fuhrwerke sicher aus."

„Ich glaube das Alles," entgegnete der Wirth, „und sage Euch gut ist gut aber besser ist besser! Seid deßhalb nicht eigensinnig und nehmt einen Knecht mit."

„Ich mag nicht, und ich hoffe, daß ich noch einen freien Willen habe. Oder wollt Ihr mich etwa dazu zwingen!“

„Ei nicht doch. Lebt wohl und kommt gut nach Hause!“ Diese Worte sprach der Wirth in sichtlichem Unwillen.

Nun half der Hausknecht dem Dicken in die Kutsche. Ein armes Mädchen lief herzu, streckte die Hand zu dem reichen Gutsbesitzer empor und bat um ein Almosen.

„Die Zeiten sind jetzt zu schlecht!“ lachte der Dicke, gab dem magern, armen und in Lumpen gehüllten Geschöpfe einen empfindlichen Schlag mit der Peitsche auf die sonnverbrannte abgezehrte Hand, und fuhr in scharfem Trappe zum Hofthore hinaus.

Der Hausknecht, ein roher derber Bursche, war über die dem armen Kinde zugefügte Mißhandlung in hohem Grade entrüstet. Er schenkte demselben ein Dreikreuzerstück und ging dann, Verwünschungen über den dicken Schwaigbesitzer ausstoßend, in den Stall zurück.

Mancher Fuhrmann, der an diesem Nachmittage die Rosenheimer Strasse befuhr, machte seine Bemerkungen über den dicken Schwaiger, den die Meisten kannten, und der mit dunkelblauem Gesichte in der Ecke seiner Kutsche lehnte. Seine Hände hielten die Zügel, die er sich an den rechten Arm festgebunden. Die Pferde gingen im Schritte und wichen, wie er es früher behauptete, gar sorgfältig jedem Fuhrwerke

aus. Ließ auch mancher Vorüberfahrende die Peitsche lustig über dem Kopfe des scheinbar Schlafenden knallen, so regte sich dieser doch nicht und mancher machte auf ihn bezüglich die launige Bemerkung: „der hat sich heute in der Stadt wieder ein Mal einen tüchtigen Haarbeutel geholt!"

Erst spät am Abend, als man das Gebet läutete, kamen die im Schritte gehenden Pferde bei der Schwaige an, wo sie still standen und durch Wiehern ihre Gegenwart kund gaben. „Ausspannen!" rief eine Dirne einem Knechte zu, der eben über den Hofraum lief.

„Ei da hat's eben keine Eile," lachte dieser. „Ich glaube, der wacht nicht auf bis morgen früh."

Erst als der Knecht seine Arbeit gethan, was noch einige Minuten währte, kam er zur Kutsche und spannte die Pferde aus. Die Dirne führte sie in den Stall, und der Knecht rief: „Herr! Herr, wacht auf! Ihr seid zu Hause, *wacht auf!*"

Der Schwaigbesitzer lag nämlich so, daß er das Antlitz ganz in der Kutschenecke verbarg, so daß der Knecht nur die Haare und den Rücken sah. Als alles Rufen nicht frommte, faßte er endlich den dicken Herrn bei den Armen, wendete ihn um und sprang, mit dem Ausrufe eines jähen Schreckens, von dem Antritt der Kutsche herab. Um Gewißheit zu erlangen, stieg er aber allsogleich wieder auf den Kutschenantritt und faßte das dunkelblaue, an der Stirne und den Schläfen *wachsgelbe Antlitz* an. Es war

kalt und hart wie Holz. Den Wucherer hatte der Blutschlag getroffen, von welchem ihm kürzlich der Künstler Erwähnung that, als der Dicke in seinem stolzen Uebermuth den Hagel und den Blitz des Himmels verlachte, weil wie er sagte, seine Felder und seine Gebäude assekurirt seien.

Aber das Leben wie das Heil seiner Seele waren nicht assekurirt. Wie Manchem in diesen glaubenslosen Zeiten, so fehlte es auch ihm an dem wahren Gottesglauben. Wenn man von der Vorsehung sprach, fing er zu gähnen an; redete man aber von Verdammniß und ewiger Strafe, so lachte er, klopfte an seine Tasche, wo es immer gar schwer klinkelte und meinte, nur Betteleute glauben an solche Narrheiten, einem andern Mann aber falle in einer geborgenen Stellung solch ein Unsinn nicht ein. Ob nun er oder die unsinnig waren, welche er in seinem sündigen, pöbelhaften Geldstolze schalt, das wird er leider zu seinem Nachtheil empfunden haben.

Die Kassen, die der Wucher gefüllt, wurden unter lachende Erben getheilt, so auch die Grundbesitzungen. Selbst die, welche erbten redeten ihm nichts Gutes nach, und Viele, die unter seiner Herzlosigkeit und unter seinem Wucher gelitten hatten, verfluchten ihn. War der Mann auch noch so reich, so folgten ihm doch nur Wenige zu Grabe; jene nämlich, die im Testament aufgeführt waren. Der Priester, der den zu Beerdigenden selten in

seiner Kirche sah, sagte nichts Gutes und nichts Böses über ihn. Rein nach der Bitte: „O Herr bewahre uns vor einem raschen und unvorhergesehenen Tode," hielt er die Leichenrede.

Keine Thräne fiel an diesem Grabe nieder, und abergläubische alte Weiber, die das dunkelblaue, fast schwarze Antlitz des Schwaigbesitzers vor der Beerdigung gesehen hatten, verbreiteten das Gerücht, der Gottseibeiuns habe den unchristlichen Wucherer auf der Heimfahrt aus der Stadt, erdrosselt. Nächtlicher Weile floh man die Schwaige wie ein Gespensterhaus, und die Dienstboten gingen sammt und sonders auf und davon.

So endete dieser übermüthige, stolze Mensch, dem nichts theuer war, als das Geld und sein dicker Leib; so ging er hinüber er, der die Armuth verachtete, nur in die Kirche ging, um sich in einem neuen Sonntagsstaat sehen zu lassen, sonst aber niemals daran dachte und nicht ein Mal nach dem Hute griff, wenn hier oder dort zur Wandlung geläutet wurde, bei welchem Zeichen sich doch jeder Christ, besonders in der freien Natur, auf ein Knie niederläßt, den Hut abnimmt, ein Kreuz macht, die Hände faltet und ein andächtiges „Vaterunser" spricht.

Religion und Gebet, was ihm das ewige Leben hätte geben können, übte der Verstockte nie, und das was er übte: Wucher und Leibesmästung, gab ihm den physischen und moralischen Tod.

Es steht jedoch geschrieben: „Richtet und ver-

dammet nicht, damit ihr nicht gerichtet werdet." Deßhalb bleibe das Schicksal, welches der Seele des Heimgegangenen ward, allein dem Herrn überlassen. Er ist barmherzig — aber auch gerecht!! —

Zwölftes Kapitel.

Die Hoffnung.

Als der Maurer, der auf dem Landgute der alten Dame rüstig arbeitete, das Ende seines einst so hartherzigen Gläubigers erfuhr, so empfand er nicht wie mancher Andere, der unter dem Wucher des Verblichenen hart und schwer gelitten hatte, Schadenfreude und wilde Lust, sondern ein tiefes, aufrichtiges Mitleid. „Ohne Beichte, Buße und Communion, nach einem so wüsten, sündenvollen Leben vor den Thron des ewigen Richters treten, daß ist entsetzlich!" sprach der fromme Mann, und betete jeden Morgen und jeden Abend für den, der ihm und den Seinen einst so wehe gethan, und seinen dicken Hund mit den schönsten Stücken Braten fütterte, während er ihn, den müden Arbeiter, mit einer Kost speiste, die wohl für Schweine, nicht aber für Menschen zuträglich war.

Dem armen Manne war vollkommen geholfen worden; denn als der Neffe der alten Dame

von der Jagdpartie nach Hause kam, führte ihn die Tante allsogleich vor das in seinem Zimmer bereits aufgehangene Bild, was ihm auch nach kurzem Prüfen gefiel.

„Drücken die Originale,“ sagte er, „das aus, was aus den gemalten Gesichtern hier so schön spricht, und ist ihr Leumund gut und der Schrift der Gesichtszüge anpassend, so muß ich schon die Börse ziehen.“

„Ja, ziehen sie die Börse lieber Neffe; denn um Ihnen zu beweisen, daß die Redlichkeit und wahrhaft frommer, edler Sinn, auch in den Herzen blutarmer Leute wohne und sich auch in Gesicht und Haltung ausspreche, konnte der Künstler keine passendere Originale für das Bild finden, das er zu malen versprochen.“

„Kennen Sie also die hier Abgebildeten?“ fragte der Neffe.

„Ja ich kenne sie,“ entgegnete die alte Dame, und bei der Erinnerung an die Hülflosigkeit und an das Elend, wie sie die Armen bei ihrem ersten Besuche getroffen, drängten sich ihr ein Paar Thränen in die menschenfreundlich blickenden Augen.

„Setzen Sie sich mein lieber Neffe,“ sprach sie, und als dieser neben ihr auf dem Sopha Platz genommen, erzählte sie ihm Alles von da an, wo sie die Brieftasche verloren, die ihr der hier abgebildete Knabe wieder zustellte. Ferner wie sie bei dem Anschauen dieses Bildes den kleinen redlichen Finder

wieder erkannte und sich an das erinnerte, was sie ihm versprochen. Die Schilderung, welche die gute Frau von dem Elende der Armen entwarf, die sie dann ungesäumt besuchte, war so ergreifend, daß selbst die Augen ihres in hohem Grade leichtfertigen Neffen feucht wurden.

„Und nun noch eine Bitte," sprach sie, als sie den jungen Mann erschüttert und gerührt sah.

„Reden Sie liebe Tante," bat der Neffe. Die alte Dame ergriff seine Hand und fuhr mit Wärme fort:

„Auf das Anrathen Ihrer Freunde heiratheten Sie eine Frau nicht aus Neigung, sondern rein des Geldes wegen. Als sie Ihnen Gilbert, Ihr zweites Söhnchen gebar, verließ sie nur das Wochenbett, um in dem Friedhofe bestattet zu werden. Sie machten sich aus diesem Falle wenig und überließen sich wie früher einem freien, ungebundenen — ausschweifenden Leben!"

„Madame!" fuhr der junge Mann heftig auf.

„Mein Herr, bleiben Sie ruhig," sprach die Dame in würdevollem Tone; „als die Schwester Ihrer seligen Mutter habe ich ein Recht, Ihnen Vorstellungen zu machen, und da Sie sich vorhin verriethen, daß Sie noch ein warmes, inniges Gefühl in der Brust tragen, so verläugnen Sie sich auch jetzt nicht und geben Sie mir redliche und aufrichtige Antworten. Reden Sie, lieben Sie Ihre Kinder?"

„Aber Tante," sprach da der junge Mann,

„sehe ich denn einem Ungeheuer ähnlich, daß Sie eine solche Frage an mich stellen? denn jene Eigenschaften, welche die Natur in das Blut jedes Thieres als fortwachsende Keime legte, wird sie wohl bei dem Menschen, und gewiß in höherm Grade hinzugethan haben."

„Nun gut; weßhalb leben Sie dann oft Monate lang bald in dieser, bald in jener Stadt, flüchtigen Vergnügen nachhaschend, ohne an Ihre Kinder zu denken?"

„Aber Tante, wer sagt Ihnen denn, daß ich an meine Kinder nicht denke? Was kann ich für ihre erste Erziehung thun? Lasse ich ihnen nicht, wenn ich verreise, einen Bedienten, Mägde und eine Gouvernante zu Hause. Muß nicht täglich der Hausarzt vorfahren, um nachzusehen, ob Keinem etwas fehle?"

„Und damit begnügen Sie sich."

„Pardieu! was sollte denn noch geschehen?"

„Viel — unendlich viel!"

Der junge Mann machte eine Geberde heftigen Erstaunens und blickte die Tante fragend an, die in völligem Gleichmuth zu fragen fortfuhr: „Wer leitet denn eigentlich die Erziehung Ihrer Kinder während Ihrer Abwesenheit?"

„Ei die Gouvernante, wer sonst?"

„Was kann denn die Gouvernante?"

„Alles, was nöthig ist um in nobeln Zirkeln mit glänzendem Erfolge auftreten zu können."

„Ei, das wäre? Sie machen mich wahrhaftig neugierig, und wenn Sie mir einen Gefallen erweisen wollen, so bitte ich Sie, sich ein wenig in's Detail einzulassen. Was kann die Gouvernante?"

„Um Alles en gros und en detail zusammen zu fassen, brauchte ich Ihnen eigentlich nur zu sagen: die Gouvernante, der ich die erste Bildung meiner Kinder überließ, ist eine Pariserin! Da Sie sich aber heute im Fragen zu gefallen scheinen, so wissen Sie denn, sie gibt die schönsten Anstandsregeln, und als ich von der letzten Reise aus Italien zurück kehrte, war ich über den Anstand meiner Kleinen, den sie in Gang und Bewegung an den Tag legten, wie über die Complimente, die sie mit der feinsten, leichtesten Gracie zu machen verstehen, auf eine höchst erfreuliche Weise überrascht."

„Weiter, mein lieber Neffe," bat die Tante.

„Ferner," fuhr dieser fort, „klimpert mein Oskar schon ganz leidlich auf dem Klavier, und versteht auch manches aus Opern zu singen. Denken Sie nur, vor ich die kleine Gebirgspartie machte, sang er mir, gerade recht aufgeräumt, die Arie aus Don Juan: Vivat Champagner rc. rc. mit einem Feuer vor, dabei ganz niedlich durch das Zimmer tanzend, daß ich mich eines lauten Bravorufens nicht enthalten konnte."

„Dieses Lied, das der Wüstling Don Juan in weinerhitzter, wilder Laune sang, scheint mir aber für ein Kind nicht passend."

„Mein Oskar," lachte dieser junge Vater von eigenem Geschmacke, „ist aber auch kein Kind mehr."

„Er ist fünf Jahre alt," sprach die Dame, mit einem trüben Blicke des innigsten Bedauerns den Neffen messend.

„Das schadet nichts!" meinte dieser, und dabei hielt er eine lange Lobrede über Oskar, der in nichts das Kind verrieth und schon so einen strengen, unbeugsamen Willen habe, wie ihn kaum ein Großer behaupten könne, ohne ein Mal aus der Rolle zu fallen.

„Diesen starren, eigenen Sinn, den ich mir Eigensinn zu nennen erlaube, sollten Sie aber brechen, mein lieber Neffe," sprach die Tante, die ihre Entrüstung kaum mehr bemeistern konnte.

„Ihn brechen? warum nicht gar; ich hege und ziehe ihn!" rief entzückt der Verblendete. „Der Mensch soll hier nicht bloß Maschine, sondern er soll selbstständig und seiner Individualität sich bewußt seyn. Ein Mensch, der keine eigenen Ansichten hat, und bald Diesem bald Jenem rechtgibt, der ist nicht mehr werth, als daß man ihn aus allen Gesellschaften vertreibt!"

„Der eigene Wille muß aber auch ein guter, geläuterter und christlicher seyn," sprach jetzt die alte Dame mit feierlichem Ernst; „denn sonst taugt der, der einen solchen Willen hegt, später zu keinem Geschäfte, zu keinem Stand."

„Der Stand, der den Titel führt: „ich bin

reich; brauche nicht zu arbeiten und frage nach Niemanden etwas" — der ist der schönste auf der Welt, und wird auch in jeder Stadt und an jedem Orte gut aufgenommen."

„Um Ihren Kindern," sprach die alte Frau sichtlich ergriffen, „eine solche träge Unabhängigkeit zu verschaffen, müßten Sie aber besser haushalten; denn ich glaube nicht, daß von dem, was Sie besitzen, viel übrig bleiben wird, wenn Sie so zu wirthschaften fortfahren."

„Ich mache keine Schulden, und wenn ich das brauche, was ich habe, so schadet's nicht; denn die Kinder werden dann doch" —. Er stockte.

„Mich erben; nicht wahr, so meinen Sie."

„Nun ja; es ist das Gesetz der Natur, daß Kinder alte Leute überleben."

„So hören Sie denn. Von dem, was ich Ihren Kindern zurücklasse, können sie dieses leichtsinnige, müssige, verschwenderische Leben nicht führen, wie Sie es zu lieben scheinen."

„Wie so! haben Sie unglücklich spekulirt? haben Sie einen namhaften Schaden genommen, oder was in aller Welt haben Sie sonst gethan?" fragte bestürzt der Neffe.

„Ich habe die Pflichten einer Christin geübt. Ich habe Sie und Ihre Kinder," fuhr die alte Dame mit Würde fort, „stets zärtlich geliebt, was ich, wie ich hoffe, zu jeder Zeit auch bewiesen; aber Sie und Ihre Kinder hatten hunderte als Menschen zu Brü-

der, die von der Staatsgesellschaft wie von einem stiefmütterlichen Schicksal verlassen darbten und das Allernothwendigste entbehrten, während sie in sich einen edeln Muth, Intelligenz, ein frommes Herz und einen guten, redlichen Willen vereinigten. Oft fehlten diesen Unglücklichen nur die Mittel zur Anschaffung von Arbeitswerkzeugen, um als geschickte Handwerker sich und den Ihren redlich Brod zu erwerben; oder es fehlte ihnen eine kleine Erholung und Geld, um sich in schönen Künsten auszubilden und sich einst eine geborgene Stellung und einen Namen zu erwerben; manchem Kranken fehlte nur eine unbedeutende Unterstützung, um leben zu können, bis die böse Crisis vorübergezogen war, wornach er wieder zur Thatkraft erstarkte, und für Weib und Kind Brod in's Haus schaffte."

Der junge Mann begriff noch immer nicht, wohin diese Einleitung führen sollte. Da sagte nun die Dame: „Wenn mir solch ein Nothleidender bezeichnet wurde, und ich mich wirklich überzeugte, daß er in Wahrheit hülfsbedürftig sei, so versagte ich ihm auch meinen Beistand nicht, und deßhalb, weil ich, ich kann wohl sagen, Hunderten das Nöthige gab, lasse ich auch Ihnen und Ihren Kindern keinen Ueberfluß zurück."

„O Sie sind eine edle, vortreffliche Dame!" rief da der junge Mann tief erschüttert aus, der nur leichtsinnig, nicht aber grundverdorben war.

„Ist dieser Ruf kein schales Compliment, und

kommt er aus dem Herzen, so freut es mich, mein lieber Neffe; denn dann sind auch Sie noch nicht verloren und Ihre Kinder sind gerettet! Wenn Sie also in das eingehen, was ich Ihnen vorschlage, so stimme ich dafür, daß Ihre Kinder eine vortreffliche, praktische Erziehung genießen, die ihnen eine ehrenvolle Laufbahn eröffnet, durch Arbeit sich reichlich ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Da jedoch in unsern glaubenslosen Zeiten zwischen den Menschen selten mehr Einigkeit, Vertrauen und Bruderliebe bestehen, und da selbst der Fleißigste und der Rechtschaffenste keine Hülfe während einer Krankheit oder während einem unvorher gesehenen Ereignisse, das seinen Fleiß unterbricht, anzusprechen hat, und dem Elende und dem Jammer anheim fällt, so sicherte ich Ihren beiden Kindern, durch Anlegung eines Kapitals, jedem zwölf hundert Gulden Jahresgehalt. So geborgen werden sie bei geregeltem Haushalt, niemals Noth leiden. Genügt ihnen das nicht, so mögen sie, was sie darüber zu verausgaben gedenken, im Staatsdienste erwerben; denn Müssiggang ist aller Laster Anfang, ihm möchte ich die Kleinen nicht übergeben. Auch hat nach meinen Begriffen Niemand ein Recht zum Ueberfluß so lange nicht Jeder, der etwas schaffen will und kann, das Nöthigste hat."

„Ich bitte, mich nicht zu unterbrechen," ersuchte die vortreffliche Frau, als ihr Neffe die Lippen zur Rede öffnete. „Auch Ihnen," fuhr sie dann fort,

„sicherte ich eine gleiche Rente wie den Kindern, daß, da Sie nichts gelernt haben, was den Mann ernährt, Sie nicht verzweifelnd zur Pistole greifen müssen, wenn Sie Ihr Vermögen auf unsinnige und unverzeihliche Weise verschwendet haben!“

„Das ist zu viel! Sie verachten mich!“

„Kann man den achten,“ sprach zürnend die alte Dame, und man sah es ihr an, daß sie sich zu dieser Strenge Zwang anthun mußte, „der so lebt wie Sie! Nicht genug, daß Sie selbst nichts treiben, was der menschlichen Gesellschaft nützt, nicht genug, daß Sie durch Ausschweifungen Ihren von Natur aus kräftigen Körper vor der Zeit welk und gebrechlich machten, sehen Sie auch mit der Freude eines Tollhäuslers oder eines Bösewichtes Ihre Knaben in Ihre Fußtapfen treten, denn ein Kind, das mit fünf Jahren überall einen eigenen Willen durchzusetzen sucht, und in jener Weise, wie Sie es mir vorhin schilderten, das von wilder Glut durchflammte Champagnerlied aus Don Juan singt, den Ausdrücken und Tonweisen im Gefühle folgend, das wird, kaum zum Jünglingsalter herangereift, ein Spötter alles Heiligen, ein Verführer der Unschuld und ein entnervter Greis, wenn es ihm kaum das Gefühl sagt, es sei zum Manne geworden!“

Der junge Mann, dem plötzlich die leichtsinnige und sündliche Umneblung vom geistigen Auge wich, fühlte einen kalten Frost sein Herz durchziehen. Ver-

legen und scheu schlug er das Auge zu dem Teppiche nieder, der in diesem Zimmer den Schall der Tritte dämpfte, und die alte Dame, die im Stillen Gott anrief, er möge ihren Worten Kraft und die rechte Weihe verleihen, fuhr fort: „Entlassen Sie die Gouvernante, nach deren Geschmack Ihre Kinder wie Affen aufgeputzt werden, und die ihnen statt Gottesfurcht, Complimente machen lernt und sie in ihrem Eigensinn bestärkt und verbildet! Die Ruthe dem Oskar, wenn er nicht folgen will, und vor allem einen Hofmeister von Religion, Herz und Gefühl. Hören Sie, man vernimmt jetzt allenthalben Klagen über den Wucher, der weit und breit das Glück untergräbt, ich aber getraue mir es laut zu sagen und zu beweisen, daß es hauptsächlich der Mangel an Vertrauen und Glauben an Gott und an seine heilige Vorsehung ist, der so vielnamiges Elend über die Menschheit bringt! Der Gläubige, der Christ, wird nie Wucher treiben und seinen leidenden Mitbrüdern das Getreide — das liebe Brod, vorenthalten. Es thut dieß nur der Ungläubige, dem das Jenseits Nichts, das Leben Alles gilt. Kurz, aus dem Unglauben entspringt zuerst der kalte Egoismus und aus ihm tausend Unnaturen und Sünden! Laß Deinem Kinde in seiner Jugend seinen Willen nicht, und habe Acht auf seine Gesinnungen. Beuge seinen Nacken so lange er jung ist, damit er nicht verhärte und Dir ungehorsam

werde. So steht es geschrieben," fuhr die fromme Frau in heiligem Eifer fort, und machte nun alle jene Bemerkungen namhaft, die sie an den beiden Knaben des Neffen, besonders an Oskar, gemacht.

„Ein schmutziges Gesindel," sprach sie, „nennt er die Armen und fährt vor Jedem zurück, als stehe er in Gefahr, von einer giftigen Schlange gebissen zu werden. Als ich unlängst an einer Kirche mit ihm vorüber ging und um ein kurzes Gebet zu verrichten, mit ihm eintreten wollte, weigerte er sich, vorgebend, man erkälte sich in den Kirchen und trage den stinkenden Weihrauchgeruch an den Kleidern mit heraus. Entrüstet über solch eine Aeußerung von einem fünfjährigen Kinde, gab ich ihm einen derben Backenstreich und er mußte mir folgen und in der Kirche knieen und beten. Als ich nach einer Viertelstunde mit dem Kleinen wieder aus dem Bethause trat, war er zahm wie ein Lamm, und versicherte, daß er es von der Gouvernante nicht anders gehört habe. Fort also mit einer solchen Lehrerin; ich gebe es Ihnen auf Ihr Gewissen, wenn Sie diese Elende nicht ohne Verzug entfernen!"

Die Größe und Einfachheit dieser Scene, die im verschwiegenen Zimmer vorging, die Sprache und die Physiognomie der alten Dame, wie die Bewunderung und Zerknirschung des Neffen, der noch lauschte, als sie schon zu sprechen aufgehört, ist schwer zu schildern. Der junge, so sehr auf Abwege gerathene Vater begriff und bewunderte die strengen

Gedanken der Tante um so mehr, als er sich, während sie sprach, unwillkührlich an seine Unthätigkeit, Schlemmerei und an sein sündenvolles, verflossenes Leben erinnerte, wie auch an das vergeudete Geld und an die untergrabene Gesundheit — dieser beiden Opfer eines reichen Erbes, des Müssiggänges und der Irreligiosität.

„Ja, die Gouvernante soll fort und zwar heute noch!" rief er im Drange seines übervollen Herzens. „Doch Sie, beste Tante —"

„Wie! Sie wären entschlossen?" fragte die alte Dame, im Stillen dem Himmel dankend, der heute durch sie sichtbar Wunder wirkte.

„Ja ich bins! Da ich aber durch meinen Leichtsinn und durch mein Leben, in welchem ich noch Niemanden auf der Welt etwas nützte, eben so tief stehe, wie Sie durch Ihr edles, frommes Herz hoch, so erkläre ich mich wenigstens für das erste Jahr für unfähig, meinen Kindern eine heilsame und zweckmäßige Erziehung geben zu können. Leiten daher Sie liebe Tante diese Erziehung, unumschränkt, ganz nach ihrem Gutdünken; ich werde eine edle Erholungsreise machen, und kehre ich nach Jahresfrist zurück, so lege ich Ihnen über meine Ausgaben wie über die Anwendung meiner Zeit einen gewissenhaften Rechenschaftsbericht ab, und Sie werden, so hoffe ich zu Gott, mich zu meinem Vortheile verändert finden!"

„O komm, komm in meine Arme, Du würdiges

Kind meiner vortrefflichen Schwester!“ rief da die alte Dame, dem Neffen ihre Arme öffnend, in die sich dieser stürzte. Dicht umschlungen hielten sich Beide, und als sie die Köpfe wieder erhoben, war aus dem Antlitz der Dame die Sorge, und aus dem des Neffen die Scheu entschwunden. Zur Besiegelung dessen, was eben gesprochen wurde, drückten sie sich warm und innig die Hände, und den Blick wieder zu dem Bilde erhebend, das den unglücklichen Familienvater und sein Kind in meisterhafter Farbenschöpfung zeigte, bat er die Tante, ihm diese, bereits von ihr unterstützten Armen zu zeigen, indem es ihn dränge, auch ein Mal etwas Gutes zu thun.

Gerne willigte die alte, gute Frau ein und ehe eine Viertelstunde umfloß, saßen Beide neben einander in der Kutsche.

Als der junge Mann in die beschränkte, aber reinlich gescheuerte Dachwohnung zu den Armen eintrat, fühlte er sein Herz sonderbar gekrampft und bewegt. Er, der in der Gesellschaft reicher, leichtsinniger, junger Leute nur von den Armen sprechen hörte, wie von einer Seuche, deren Hereinbrechen zu fürchten ist, sah hier edle, fromme, duldende Gesichter. Jedes derselben trug den Stempel der Rechtlichkeit und Treue, die er nie da anzutreffen gesucht, wo Noth und Entbehrung zu Tische sitzen.

Die Tante, der die Gemüthsbewegung ihres Neffen nicht entging, bestand darauf, daß ihm die Maurerin, die sich so ziemlich wieder erholt hatte,

ihre Leidensgeschichte erzähle. Die gute Frau that es, und zwar in so ungekünstelter, gerader und rührender Sprache, daß sich die Augen des Neffen, der in dem Zirkel seiner Kameraden stets über die Thränen gespottet, mit solchen und zwar reichlich füllten. Er begriff es nicht, wie der Mensch um einen solchen Preis leben könne, stets nur auf jener traurigen Kante herum kletternd, die ein elendes, erbärmliches und freudenloses Leben vom Grabe trennt. Er wollte eben fragen, wie es den Armen gelungen sei, bei den fortwährenden Keulenschlägen eines unerbittlichen, schrecklichen Geschickes, nicht verzweifelnd zusammen gestürzt zu seyn, als die arme Mutter das bleiche Gesicht ihm zuwendete und sagte: „Würden wir in diesen Tagen der Noth und Theuerung nicht gedacht haben, daß die Vorsehung wache, so wären wir auch gewiß verzweifelt. Dieser Gedanke aber hielt uns stets aufrecht, denn es steht ja geschrieben: Gott liebt den, den er prüft. So stellten wir uns denn in jeder Lage unter den Schutz Gottes, denkend — die Vorsehung wacht!"

Hatte der junge Cavalier auch zuweilen die Worte vernommen: „Die Vorsehung wacht!" so drangen sie doch nie — selbst nicht in den empfänglichen Kinderjahren — so gewaltig zu seinem Gehör, wie dieß Mal, als er sie aus dem Munde einer armen Mutter von sechs lebenden, unerzognen Kindern vernahm, deren grenzenloses Elend er theils von der Tante, theils von der armen

Frau selbst vernommen hatte. Es gab ihm einen gewaltigen Stoß, tief innen im Herzen, in welchem sich jetzt der Drang regte, diesen frommen, armen Gatten, im Namen all, der Armen, Abbitte zu thun, welche er bis jetzt verachtet, oder besser gesagt, den Thieren gleich geachtet hatte. Er griff in die Tasche, zog die Börse und legte sie in die Hand der vielgeprüften Mutter. Was er gab, reichte hin, um während ein Paar Jahren, ohne Arbeit hingebracht, die Noth von den Armen abzuwehren. Verbanden aber diese mit dieser Gabe den stets gewohnten Fleiß, so konnten sie Zeitlebens einen Sparpfennig im Kasten behalten, der in Krankheits= oder andern Unglücksfällen gut herzunehmen wäre.

Nebst einem warmen, innigen Dank erhielt der Maler, dessen Bild eine so wohlthätige Veränderung, sowohl in dem Kreise der Armen, als in dem Herzen des jungen Wüstlings hervorgebracht hatte, eine reichliche Bezahlung; deren Hälfte übermachte der Maler dem kleinen Joseph, dessen kluge Rede und Antwort und dessen Intelligenz ihm so wohl gefiel.

Die alte Dame hatte den jungen Maler ungemein lieb gewonnen, und als ihr Neffe, alle seine Gelöbnisse erneuernd, in der Gesellschaft eines gelehrten würdigen Mannes abgereist war, so mußte er jede Woche ein Paar Mal bei ihr das Mittagsmahl einnehmen.

Abgezogen mit guter Bezahlung und kaltem Danke war die zusammengeschniegelte Gouvernante,

und die Veränderung, welche die alte Dame in der Erziehungsweise und in dem Unterrichte für Oskar und für Gilbert traf, war so wohlthätig wie ein labender Regen, der nach lange anhaltendem Sonnenbrande die versengten Pflanzen tränkt. Statt früh Morgens Lieder mit heftiger Melodie zu singen, hörte man jetzt die Knaben fromm und andächtig beten. Um Alles, was sie wünschten, mußten sie bitten, für Alles, was sie erhielten, danken. Verweigerte man ihnen etwas, so durften sie nicht murren, und zeigte Einer oder der Andere einen stutzköpfigen, störischen Sinn, so wurde er gestraft wie billig. Alle Naschereien wurden entfernt, und wie der Seele und dem Geiste, so wurde auch dem Körper eine gesunde und kräftige Nahrung gereicht.

Auf seltene Weise verstand es die gute, alte Dame, ihnen ein Gefühl der Liebe und der Theilnahme für Arme und Nothleidende in die Seele zu hauchen. Als ein großes Glück bezeichnete sie dabei den Reichthum mit der strengen Bemerkung, daß dieses Glück nicht allein durch den Besitz des Geldes, sondern durch die Anwendung desselben erreicht werden könne. „Wer,“ sagte die alte Dame oft zu ihren kleinen Zöglingen, „die Armen über die Achsel anschaut und verachtet, weil ihn die Laune des Geschickes bei der Geburt bevorzugte, und Keinem hilft, weil er Alles zu verschwenden gedenkt, der ist ein Ungeheuer, das die Gefühle verläugnet, die ihm der Schöpfer in das Blut gelegt.“ „Sage Oskar,“

fragte sie ein Mal diesen, der ihr gar aufmerksam zuhörte, „wenn Du in des Winters Strenge in einem pelzausgeschlagenen Schlitten und warm gekleidet, auch eine Menge Kleider in Koffern bei Dir führend, durch eine schneebedeckte Gegend fahren würdest, wo sich halbnackte Kinder herum trieben, die bittend zu Dir die Hände ausstreckten, was würdest Du thun?"

„Ich würde augenblicklich halten lassen, und die Kleider, welche ich entbehren könnte, an sie austheilen."

„Gut mein Kind," sagte da die alte Dame, noch ein Mal fragend, was er thun würde, wenn er an einem mit Speisen und Getränken überladenen Tische säße, und Andere traurig und hungrig um sich herum schleichen sähe.

„Ich würde ihnen allen *Ueberfluß* mittheilen," lautete wieder die Antwort des Knaben.

„Und wenn Du aber das nun nicht thätest," meinte die Tante, „und es vorzögest die Speisen eher erkalten und verderben zu lassen?"

„Dann wäre ich nicht würdig ein *Mensch* — ein Ebenbild Gottes zu heißen," entgegnete der kluge Knabe, „denn wer Nackte nicht bekleidet und Hungrige und Dürftige nicht labt, dem wird der himmlische Vater auch jenseits die Labung versagen. So sagtest Du mir ja Tante, nicht wahr?"

„Ja mein lieber Knabe, so sagte ich Dir," sprach die alte Dame ihn küssend. Laut schlug ihr Herz

vor Freude; denn die Fortschritte im Guten gingen bei den Kindern ihres Neffen eben so rasch vor sich, wie vorhin Eigensinn, Brutalität und stolze Manieren, die die rührende Kindlichkeit verläugneten. Die gute Frau, die der Kleinen noch fleißiger wartete, wie der sorgsamste Gärtner ein Paar kostbaren Pflänzchen, hoffte für sie alles Gute wie für den Vater der Kinder, der erschüttert und in edler Begleitung von ihr ging.

Der gerettete Familienvater erkannte, als er auf dem Landgute der alten Dame arbeitete, den kleinen Oskar und Gilbert wieder, die einst vor seinen Kindern zurück fuhren, wie vor einem gräuslichen, giftigen Gewürme. Jetzt spielten sie mit seinen Kindern, wenn ihn diese zuweilen besuchten, und geschah es, daß Joseph den schmucken Oskar mit Sie anredete, so sagte dieser: „Laß das gut seyn, Kinder dutzen sich!" So redete der einst so eigensinnige Oskar jetzt, der noch vor einigen Monaten einen nervösen Anfall bekommen haben würde, hätte ihn ein armes Kind mit Du angeredet oder nur Miene gemacht mit ihm spielen zu wollen. Er betrachtete nun Alles aus einem andern Gesichtspunkte. Verachtungswürdig schien ihm nur der Lasterhafte, und hoch stehend nur der Fleißige und Fromme. Der Gottesdienst erschien ihm als der höchste aller Dienste, und die Seligkeit als das einzige wahre und dauernde Glück, was der Mensch in seinem mühevollen Wettlaufe hier erringen könne.

Der Maurer, der nach so langem Elende die Sonne des Segens in seine Behausung herein schimmern sah, stand gar oft auf den Bauplätzen, wo es zuging wie in einem Ameisenhaufen und überschaute so das ganze Gewühl. Einige gruben, Andere schafften Sand und Steine herbei, während ringsum Alles hämmerte, sägte, Zimmermannsärte schwang und tüchtig drauf losmauerte.

Alles war da voll Leben und voll Regsamkeit. Rüstig wuchs das Gebäude und endlich prangte auf der Spitze des fertigen Dachstuhles, die bändergeschmückte, festliche Tanne. Das Haus war fertig, und von nun an sollten sich unter seinem Dache die Leiden und Freuden von Familien entfalten; gelacht, geweint, getauft und gestorben, all' das wird unter einem Dache.

Solche Betrachtungen stellte oft der Maurer an, und wenn seine Kameraden nach abgehaltenem Handwerksspruche, lustig einander die Bierkrüge von Hand zu Hand reichten, so stellte sich der schwergeprüfte Familienvater in eine verschwiegene Mauernische, nahm den Hut ab und betete warm und aufrichtig für das Heil und für die Wohlfahrt des Eigenthümers. Sah er auf einem solchen Bauplatze auch zuweilen Einen mit mürrischem Gesichte, der seufzte, so oft er einen schweren Hieb mit der Art that, oder unter einem zwischen den Zähnen murrmelnden Fluche heftig den Karren hinwarf, den er von Sonnenaufgang bis zum Sonnenniedergang mit der kurzen

Unterbrechung der Mittagsstunde vor sich hinschob, so klopfte er ihm auf die Achsel und sagte: „Muth Kamerad, es ist noch nicht aller Tage Abend!" —

„Ei was Muth!" rief da nicht selten ein solcher, „die Zeiten sind zu schwer, es läßt sich nicht mehr leben!"

„Muth!" rief da der wackere Familienvater, der so schwer und so lang geprüfte, wiederholt: „die Vorsehung wacht!" Mancher kam ihm denn freilich auch vor, der selbst an der Existenz einer Vorsehung zweifelte, und oft mußte er von solch einem Verzweifelten und Verzagenden hören: „ich glaube wahrhaftig bald an gar nichts mehr; denn ich und mein Weib arbeiten früh und spät, und sparen, daß wir oft vor Magenweh gähnen, und doch haben wir nur Noth und Elend im Hause!" —

Bei solchen Gelegenheiten hielt es der wackere Maurer für Pflicht, die Geschichte der eigenen Leiden zu erzählen, die Keinen ungerührt ließ. Gerne theilte er in solchen Umständen mit, was er, ohne sich Vorwürfe zu machen, entbehren konnte, und gelang es ihm zuweilen durch ein bittendes Fürwort bei der alten Dame einem solchen Unglücklichen und Verzagenden eine wohlthätige Unterstützung in's Haus zu schaffen, so ermahnte er diesen an die Vorsehung zu glauben, die unselige Mittel und Wege habe, um dem Menschen im höchsten Drange zu

zeigen, daß ein Gott über uns sei, den man nicht umsonst einen guten Vater nenne.

Auf diese Weise wirkte dieser wackere Mann auch in seinem Stande Gutes, und wenn er so am Ende der Stadt hoch oben auf einem Dache saß, und hinaus blickte auf die Felder, deren Segen größtentheils schon unter der Sichel des fleißigen Schnitters gefallen war, so sprach er: „Gott Lob die Ernte war reichlich und kam gut herein.“ Leise betend faltete er dann auf der steilen Leiter die Hände und schöner Hoffnungen voll, sah er den Wucher von dem Segen des Himmels gebrochen.

Der Maler, der sowohl das Treiben in der Dachwohnung des Maurers, wie die Erziehung von Oskar und Gilbert genau beobachtete, das böse Ende des Wucherers erfahren hatte und sich des stillen bescheidenen Glückes freute, das die Armen genossen, die sein Bild vom Untergange gerettet, theilte dem Schriftsteller, seinem jetzt intimen Freund, alle diese Vorfälle in der sichern Hoffnung mit, sie möchte diesem einen willkommenen Stoff bieten.

Mit Freuden machte sich der von dem Freunde in Kenntniß Gesetzte an die Ausarbeitung dieses Stoffes, der ihm in seiner Einfachheit erhaben schön dünkte, und die Armen zu edler Duldung und zum Gottvertrauen mahnt, während er die Reichen bittet, in schweren Zeiten ihren unbemittelten Mitbrüdern hilfreich die Hand zu reichen.

Wie die alte Dame auf die künftige gute Aus-

bildung der Kinder ihres Neffen, und wie der Maurer auf den Bruch des Wucherers, so hoffen nun auch die Freunde auf bessere glaubensvollere und schönere Zeiten; denn der immer höher flackernde, menschliche Geist, der seine Kraft und Energie, besonders durch die Erfindungen der letzten Zeit, anstaunenswürdig bethätigte, wird auch ein sicheres Mittel zur kräftigen Befestigung des Glaubens und zur Abhülfe der Blutarmuth finden, wo oft Leute mit kräftigem, thätigen Willen hungern. So denken — so hoffen die Freunde, und so oft sie in den Blättern lesen, wie man in allen Staaten von oben herab der Noth der Zeit abzuhelfen suche, so finden sie die Vorsehung gnadenreich, wach und allgegenwärtig.

Der Himmel gebe zu allen guten, edeln Hoffnungen seinen Segen!!! —

Inhalt.

	Seite
Vorwort	III
Erstes Kapitel.	
Der Arbeiter	11
Zweites Kapitel.	
Die kranke Hausmutter	28
Drittes Kapitel.	
Der Kornwucherer	44
Viertes Kapitel.	
Die alte Kirche	58
Fünftes Kapitel.	
Die Brieftasche	72
Sechtes Kapitel.	
Der Maler und der Schriftsteller	83
Siebentes Kapitel.	
Das Hochgewitter im Gebirge	103
Achtes Kapitel.	
Achtzehn schwere Tage	117
Neuntes Kapitel.	
Das Bild	138
Zehntes Kapitel.	
Hülfe in der höchsten Noth	151
Eilftes Kapitel.	
Das unassekurirte Leben	168
Zwölftes Kapitel.	
Die Hoffnung	177

Kuove.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Ambach, Eduard <<von>>,

Reichthum und Armuth, oder des Malers Bild Skizzen aus dem Leben und Treiben unserer Tage ; der reiferen Jugend gewidmet ; mit einem Stahlstich

Regensburg 1849

Paed.pr. 119
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10758979-0